

Alex Reichmuth über die Heilpflanze Cannabis

DIE WELTWOCHEN

Nummer 43 – 27. Oktober 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Fremde Richter
aus der Schweiz:**
Europa-Juristin Helen Keller
sägt an der direkten Demokratie

Sex und Politik im Bundeshaus

Wie es wirklich ist



Das Wichtigste in Sicherheit

UBS Safe: das digitale Schliessfach.



Dokumente und Passwörter sicher via UBS e-banking im UBS Safe speichern.
UBS Digital Banking – das zukünftigste von heute. ubs.com/safe

Für Russlands mächtigste Frau war es eine Anreise mit Hindernissen: Zwei Autos im Konvoi von Parlamentschefin Walentina Matwienko prallten auf der Fahrt von Zürich nach Bern leicht aufeinander. Es blieb beim Schrecken und



Mächtigste Frau Russlands: Walentina Matwienko.

bei einer Verspätung. Die machte die Nummer drei hinter Wladimir Putin und Dmitri Medwedew mit einem hochherrschaftlichen Auftritt wett, der Zweifel an der Kreml-Rangordnung aufkommen liess. Parallel dazu strebten ihre Mitarbeiter – eher un russisch – nach Perfektion. Als sie vor dem Interview mit der *Weltwoche* im «Bellevue Palace» zwei kleine Brandflecken in der Mahagonitischplatte vor Matwienkos Sitzplatz entdeckten, brach Panik aus – erst als der mitreisende Kameramann des Parlaments-TV versicherte, dass die Flecken nicht im Bild seien, entspannte sich die Stimmung. **Seite 50**

Wann immer man auf Cannabis zu sprechen kommt, gehen die Emotionen hoch. Das gilt selbst dann, wenn es um den Einsatz der Hanfpflanze für rein medizinische Zwecke geht. Die einen jubeln Cannabis als Wundermittel gegen fast alle Beschwerden und Gebrechen hoch, die anderen sprechen der «Teufelsdroge» jeden heilenden Effekt ab. Wissenschaftlich ist immerhin bewiesen, dass Hanf bei bestimmten Krankheiten helfen kann und Spasmen löst und Schmerzen lindert. Höchste Zeit, den Nutzen von Hanf als Heilmittel nüchtern und ohne ideologische Scheuklappen zu diskutieren. **Seite 36**

Als Sven Michaelsen den kanadischen Schriftsteller Douglas Coupland in dessen Heimat-

stadt Vancouver zum Interview traf, lernte er eine zerrissene Seele kennen. Einerseits gehört der Autor des Kultromans «Generation X» zu den anerkanntesten Zeitdiagnostikern der Gegenwart, andererseits wird er immer wieder von Depressionsschüben heimgesucht, die bis zu Suizidfantasien reichen. Zu den Eigenheiten des 54-Jährigen gehört, dass er vor ein paar Jahren seine Bücher ass und zu Kunstobjekten formte. «Als Bibliophage», erzählt Coupland, «wollte ich meinen Büchern eine neue Bedeutung geben. Ich tauchte die Seiten einzeln in warmes Wasser, nahm sie in den Mund und zerkaute sie langsam zu Brei. Beim Trocknen gingen die Papierklumpen auf wie eine Blüte und offenbarten neue Zusammenhänge. Aus dem Satz «God is now here» wurde zum Beispiel «God is nowhere.»» **Seite 54**



«Applaus und Raus!» Schumacher, Polak.

Oliver Polak, Stand-up-Comedian und Buchautor, gehört zu den originellsten und provokativsten Unterhaltungskünstlern im deutschsprachigen Raum – jetzt gibt Pro 7 dem deutsch-jüdischen Schwergewicht mit «Applaus und Raus!» eine eigene Late-Night-Show. Polak und unsere Gesellschaftsredaktorin Claudia Schumacher kennen sich seit Jahren. Sie trafen sich 2010 erstmals zum Interview, als die Feuilletons gerade auf Polak aufmerksam wurden. Jetzt, beim Treffen in Berlin, zogen sie gemeinsam durch die Nacht. Und natürlich kannte Polak alles und jeden, auch den Besitzer der Szenebar «King Size», der von den beiden ein Foto machte. **Seite 60**

Sämtliche Artikel zum US-Wahlkampf 2016 finden Sie in unserem Online-Dossier unter www.weltwoche.ch/us-wahlen

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– ww(inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



AVENGER
★
HURRICANE

Chronograf der Superlative. Gehäuse mit 50 mm Durchmesser in Breitlight®. Exklusives
Manufakturkaliber B12 mit militärischer 24-Stunden-Anzeige. Offiziell Chronometer-zertifiziert.

BREITLING BOUTIQUE
AUGUSTINERGASSE 48
ZÜRICH



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Reformation

Warum es am Ende gut herauskommt.

Von Roger Köppel

Es ist eine Zeit der Ungewissheit und der anrollenden Konflikte. In Europa brodeln es. Die Deutschen sind zornig, weil das Geld, das sie der Obrigkeit abliefern, in Italien zum Fenster hinausgeworfen wird. Die Umverteilung von Norden nach Süden ist das grosse Ärgernis. Überall mottet Unbehagen. Immer mehr Leute haben den Eindruck, so könne es nicht weitergehen. Endzeitstimmung verbreitet sich.

Von Osten droht der kriegerische, expansionshungrige Islam. Muslimische Fanatiker, junge, kräftige Männer, die an ihre Überlegenheit gegenüber dem dekadenten Westen glauben, drängen über die Grenzen. Niemand vermag sie aufzuhalten. Es gibt Konflikte und Auseinandersetzungen, Gewalt, Massaker, rituelle Köpfungen, viele Tote. Der Westen, zaudernd, weicht zurück.

Selbstzweifel breiten sich in der christlichen Sphäre aus. Hat man die eigenen Werte vergessen? Warum nur brechen all die Übel über uns herein? Weshalb bekommt man die Migration aus dem Nahen Osten nicht endlich in den Griff? Man gibt den Eliten die Schuld. Am mächtigsten ist nach wie vor eine supranationale Grossraumbürokratie, die von Brüssel bis Rom, von Madrid bis Stockholm das Leben regelt. Auch die Schweiz ist betroffen, aber sie versucht, von den anderen misstrauisch belauert, sich aus dem Schlamassel herauszuhalten.

Die grosse Einheitsbehörde, weder Staat noch Staatenbund, schreibt den Menschen vor, was sie denken und tun sollen, woran sie glauben müssen, was sie sagen dürfen, wie sie sich zu kleiden und zu benehmen haben. Sogar der Weg zur Erleuchtung ist genaustens vorprägt. Angesehene Intellektuelle und Künstler peitschen die Leitlinien der Zentrale ein. Meinungsvielfalt ist nicht erwünscht. Wer die freundlichen Vorgaben verletzt, bekommt Probleme, wird angefeindet, bestraft, verteufelt, unter Umständen als Hetzer, als Ketzler ausgegrenzt, vernichtet.

Doch auf einmal regt sich Widerstand. Die Würdenträger der Universalbehörde – ein gewaltiges Friedensprojekt – werden als Heuchler und Tyrannen attackiert. Zornige Redner mit wilden Haaren treten auf. Sie prangern Korruption und Abgehobenheit der supranationalen Führungsschichten an. Sie finden immer grösseren Zulauf. Die einen nageln ihre Programme, in Form von provozierenden Plakaten, an Türen und Wände. Andere verbreiten aufwieglerische Schriften, die von den kritisierten Institutionen als Teufels-



«Friedliche Boten des Fortschritts.»

werk verdammt werden. Hätte es das Wort «Populisten» schon gegeben, die Kirchenführer hätten es auf diese brandredenden Charismatiker, auf diese Aufrührer, Unruhestifter und Menschenfänger angewendet.

Nein. Was hier beschrieben wird, ist nicht die EU im Jahr 2016. Wir befinden uns im Europa des beginnenden 16. Jahrhunderts. Die Armeen des türkischen Sultans rücken an, das christliche Abendland zu erobern. Die Universalkirche, die sich erst später katholisch nennen wird, scheint gross und mächtig, aber überall bröckelt, schwankt und scherbelt es. Der umfassende Herrschaftsanspruch der mit hohen Idealen auftrumpfenden Anstalt löst

Gegenkräfte aus. Ablasshandel und Geldverschwendung im Vatikan sind die Skandale der Zeit. Doch Abweichler leben gefährlich. Auf den Scheiterhaufen brennen die Kritiker der Missstände. Je mehr allerdings die Protestler, die bald Protestanten heissen, von oben unterdrückt werden, desto gefährlicher wird ihre Bewegung. Das Unbehagen steigert sich zum Hass auf die kirchlichen Herren.

Es ist interessant, wie sich die Geschichte in Ähnlichkeiten wiederholt. Damals traten mit Luther, Zwingli und Calvin renitente Theologen gegen die Überheblichkeit der Einheitskirche an. Sie waren der Meinung, dass eine gute Sache von korrupten Schurken gekapert worden sei. Sie wollten nicht die Ordnung an sich beseitigen, aber sie empfanden es als kriminelle Anmassung, wie sich hier eine Kaste von Klerikern zu Stellvertretern des Allmächtigen ernannte, zur Verkörperung einer übersinnlichen Autorität, gegen die sich aufzulehnen als Teufelsanbetung galt. Dieser Missbrauch Gottes für irdische Zwecke trieb Luther, Zwingli und Calvin auf die Barrikaden.

Ihre wichtigste Botschaft lautete: Gott ist Gott, dem Menschen gnädig zugewandt, aber nicht verfügbar, ganz nah, aber unendlich weit weg. Sie erkannten die Gefahr. Menschen reden von Gott und meinen sich selbst. Indem sie das Heiligste vereinnahmten, stellen sie sich als Bessermenschen moralisch über andere. Die Reformatoren bekämpften die Kirche als Tempel dieser Selbstvergötterung. Sie hielten dagegen: Niemals dürfen sich Menschen an die Stelle Gottes setzen! Das war die Erkenntnis der Erneuerer, darin besteht bis heute ihre epochale Freiheitsleistung.

Es braucht wieder eine Reformation. Vielleicht ist sie schon im Gang. Die neue Universalkirche der Politik bedient sich vieler Institutionen, heissen sie nun EU, G-20, OECD, IMF, Weltbank oder Uno. Auch die modernen Berufspriester sehen sich als Hüter des Wahren und Guten. Sie fühlen sich berufen, den Leuten vorzuschreiben, was sie denken und sagen sollen. Ihr Scheiterhaufen ist die politische Korrektheit. Die Durchregulierung des Alltags hat ein Mass überschritten, von dem die alten Päpste allerdings nur träumen konnten. Womöglich ist es eine Beleidigung für die damalige Kirche, wenn man sie heute mit der EU gleichsetzt.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Die Fehlkonstrukte kommen wieder ins Rutschen. Auch der moderne Klerus klammert sich an seine Pfründe. Damals entluden sich die Spannungen blutig im Dreissigjährigen Krieg. Verglichen damit sind Donald Trump, Geert Wilders oder Marine Le Pen friedliche Boten eines zivilisatorischen Fortschritts. Die gute Nachricht lautet: Der christliche Westen kann nicht von aussen besiegt werden. Er kann sich nur selber besiegen. Oder reformieren. Es kommt gut. Die Frage ist nur, wann.

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Galanterie und Anmache: Alex Baur. Seite 20



Zu Besuch bei Trumps Wählern: Seite 44



«Bösartiges Zerrbild»: P-26. Seite 34



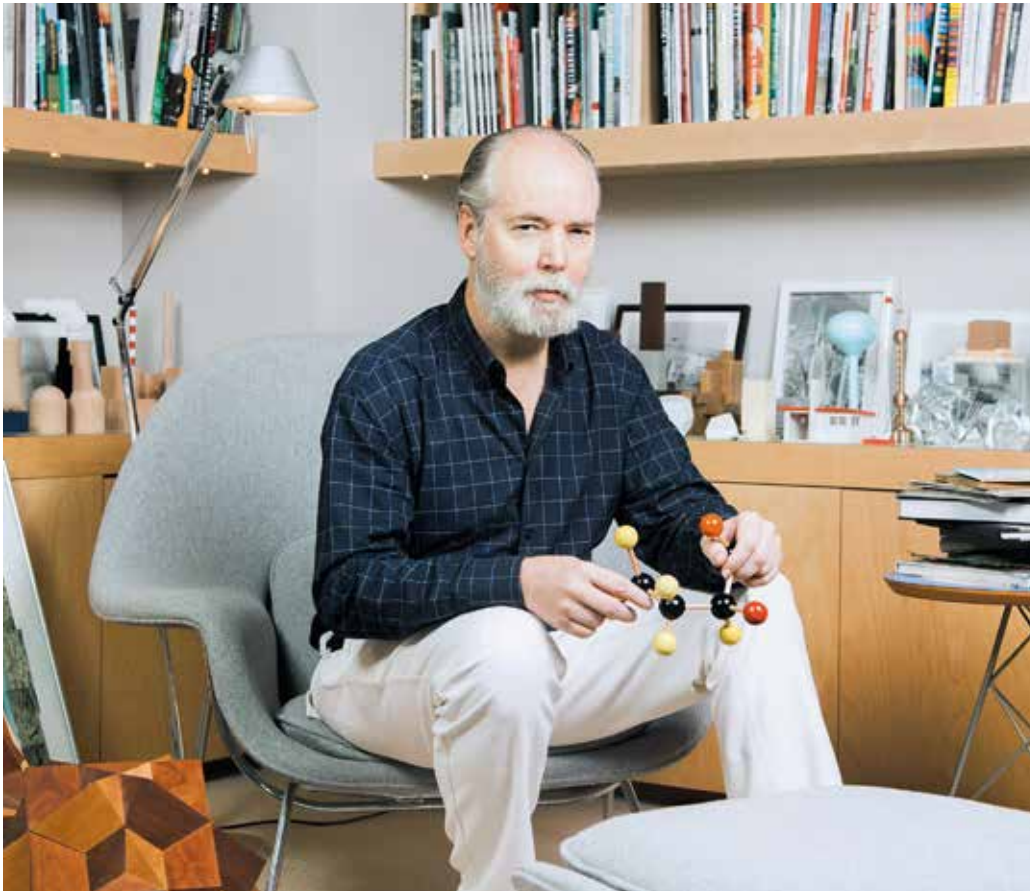
Mehr als eine Kiffer-Droge: Cannabis. Seite 36

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Nach Lust und Laune
- 9 Im Auge Alex Younger, Geheimdienstchef
- 10 Parteien Abwärts durch die Mitte
- 11 Religion Verlorene Seelen
- 11 Medien Subventionitis
- 11 Bildung Demo statt Schule
- 12 Wie Merkel die EU kontrolliert
Viele deutsche Spitzenbeamte sitzen in Schlüsselstellungen
- 14 Personenkontrolle Iklé, Kopp, Balog, Wertli, Meierhans etc.
- 15 Nachruf Claus Ogerman, Komponist
- 16 Nachts, wenn es unter den Kuppeln knistert
Plötzlich gilt das Bundeshaus als Palast des Sexismus
- 20 Bekenntnisse eines Unanständigen
Alex Baur über das Gift der Gleichmacherei
- 23 Wirtschaft Leuthards Doppelspiel
- 23 Die Deutschen Jetzt bewerben!
- 24 Mörgeli Doppelter Vorsilben-Liberalismus
- 24 Bodenmann Preishammer aus den Walliser Alpen
- 25 Medien Je kritischer, desto besser
- 25 Gesellschaft Selbsterstörer
- 26 Einspruch / Leserbrief

Hintergrund

- 28 Ihre Vorurteile nennt sie Wissenschaft
Helen Keller, die Schweizer Richter in Strassburg
- 29 Selbstbestimmung Warum die Schweiz trotzdem überlebt
- 30 Schutz für Betrüger
Die Schweiz muss sich gegen das Strassburger Urteil wehren
- 32 SP in der Europa-Falle
Wolf Linder zeigt SP-Chef Levrat einen Ausweg
- 34 P-26 Verbitterung und Verklärung
- 35 Bundeshaus Taktischer Alarm
- 36 Heilpflanze Cannabis
Die Tabuisierung von Cannabis hat unerwünschte Folgen
- 39 Krimi Gottes eigene Apotheke
- 40 Leeres Versprechen
Wie der Bund den Finanzplatz verteidigen will
- 42 Thomas Borer «Hochglanz-Broschüren genügen nicht»
- 44 Bei den «Erbärmlichen»
Feldstudie auf dem amerikanischen Boden der Realität
- 48 Fieberkurve Vögel auf dem Telefondraht
- 49 Ausland Clinton-Cash und Schlägertrupps
- 50 «Genug von brutaler Männerpolitik»
Walentina Matwienko ist Russlands mächtigste Frau



«Die Säure griff meine Zunge an»: Autor und Künstler Coupland. Seite 54

Interview

54 «Oh, ein Kühlschrank!»

Mit «Generation X» wurde Douglas Coupland in den neunziger Jahren zum Literaturstar. Heute widmet er sich der bildenden Kunst

Stil & Kultur

52 Ikone der Woche Helene Fischer

54 Bestseller

57 Preise Carolin Emcke

58 Top 10

58 Kino «The Girl on the Train»

59 Fernseh-Kritik Wie bei RTL

60 Robin Hood der Verklemmten

Oliver Polak ist der Geheimtipp des deutschsprachigen Entertainments

61 Jazz Barry Guy, Marilyn Crispell, Paul Lytton

62 Namen Glühende Vorfreude

63 Hochzeit Janja Tokic und Darko Jelovic

63 Thiel Jesus Maria!

64 Wein Bodegas Tempore Terrae SO₂ free Garnacha 2015

64 Zu Tisch Restaurant Ikarus, Salzburg

65 Auto VW Passat GTE Variant

66 MvH trifft Marco Grob, Fotograf

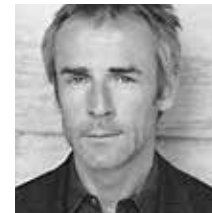
Autoren in dieser Ausgabe

Wolf Linder



Der emeritierte Professor für Politikwissenschaften an der Universität Bern sass für die SP im Thurgauer Parlament. Seinen Parteigenossen, aber auch der SVP, empfiehlt er eine Entideologisierung in der EU-Frage und bei der Personenfreizügigkeit. Seite 32

Sven Michaelsen



Sein Markenzeichen sind intime Gespräche mit den Grössen aus der Kultur- und Unterhaltungsszene. Für die *Weltwoche* besuchte er Douglas Coupland in Vancouver, der sich mit seinem Roman «Generation X» ein Denkmal gesetzt hat. Seite 54

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



DIE WELTWOCH



**Öffentlicher Vortrag von Roger Köppel
Verleger und Chefredaktor der Weltwoche**

Welt in Aufruhr – Schweiz, wie weiter?

Eine Standortbestimmung.

Montag, 7. November 2016

«Marriott»-Hotel, Neumühlequai 42, 8006 Zürich

Türöffnung: 18.30 Uhr, Beginn: 19.30 Uhr

Eintritt frei

Um Voranmeldung wird gebeten.

E-Mail: vortrag@weltwoche.ch

Telefon 043 444 50 93 (Anrufe sind von 9.00 bis 17.00 Uhr möglich)

Nach Lust und Laune

Von Beat Gygi — Der Widerstand gegen Freihandel ist gross in Mode – auch weil die EU ihn falsch versteht. Abschottung bedeutet nicht unbedingt weniger Wohlstand.



Man muss sich nicht wundern: Gegner des Freihandelsabkommens Ceta in München.

Es knirscht mehr denn je im weltweiten Handelssystem, überall streuen Politiker und Interessengruppen Sand zwischen die Zahnräder, welche die Weltwirtschaft eigentlich auf Touren bringen sollen. Ökonomen und Manager fragen sich ratlos, warum die Leute nicht begreifen, dass offene Grenzen mit freiem Handel letztlich allen irgendwie zugutekommen: den Konsumenten, den Firmen, der Staatskasse, der Kultur und der Gesellschaft überhaupt – auch wenn Produzenten manchmal kurzfristig weniger davon haben als Konsumenten.

Soeben haben in Belgien Politiker der Region Wallonien das lange beratene Freihandelsabkommen zwischen der EU und Kanada (Ceta) praktisch blockiert. Ohne wallonische Zustimmung kommt die Öffnung des gegenseitigen Handels nicht voran. Es ist neu, dass eine Region mit rund 3,5 Millionen Bürgern einem EU-Raum mit etwa 500 Millionen Einwohnern im Weg steht. Die positive Botschaft ist, dass es im zentralistischen Konstrukt EU doch Widerstand von unten gibt, die negative, dass die Abneigung gegen Handelserleichterungen zur gegenwärtigen Stimmung in Ländern mit ausgeprägten Umverteilungsdemokratien passt.

Die Auseinandersetzung um die Ceta-Regelungen fügt sich in eine ganze Serie von Problemen mit dem Akzeptieren von Freihandelsprinzipien. Die Verhandlungen über ein umfassendes

Abkommen zwischen der EU und den USA, über die Transatlantische Handels- und Investitionspartnerschaft (TTIP), kommen ebenfalls kaum mehr vom Fleck – auch zur Erleichterung der TTIP-Gegner in der Schweiz. Und die vor fünfzehn Jahren gestartete Doha-Runde der Welthandelsorganisation (WTO) zur weiteren Stärkung des Handels unter den 160 Mitgliedsländern ist seit langem blockiert.

Ausnahmeperiode

Die Zahlen des Welthandels entsprechen diesem Bild. Die Ökonomen Simon Evenett und Johannes Fritz von der Universität St. Gallen kommen nach der jüngsten Aktualisierung ihrer Datenbank Global Trade Alert – eine Art Thermometer des Welthandels – zum Schluss, dass wir heute in einer Ausnahmeperiode leben. Der Welthandel sei seit Anfang 2015 in einer Stagnation, eine derart lange Flaute sei ungewöhnlich. Neu ist der Umstand, dass sich der Handel schwächer entwickelte als das Einkommen.

Eine solche Entwicklung ist bedenklich. Der freie Verkehr von Gütern, Kapital und Dienstleistungen fördert die Freiheit und den Wohlstand in einer Gesellschaft, auch den Frieden. Tauschen ist freiwillig, beide Seiten, Käufer und Verkäufer, haben etwas davon. Klar, es gibt oft zunächst auch Verlierer, beispielsweise

» Fortsetzung auf Seite 10

Bye-bye, Bond



Alex Younger, Geheimdienstchef

Er hat einen Charakter aus Stahl, verborgen hinter ausgezeichneten Manieren», sagt ein Freund über den Mann mit dem Codenamen «C» (für *chief*). Er liebt Musik, Segeln und Bergsteigen; er ist verheiratet und hat Kinder. Seine Büroadresse ist Vauxhall Cross in London, und es gibt zahlreiche leibhaftige Fotos von ihm, aber keines mit Partyglas in der Hand, einer früheren Dienstwaffe der Geheimen. Wie James Bonds legendärer Martini, «geschüttelt, nicht gerührt». Aber 007 ist endgültig Vergangenheit ausser im Kino. Alex Younger, 53 und seit 2014 Chef des Secret Intelligence Service Ihrer Majestät, rekrutiert derzeit Tausende schlaue Köpfe. An einem Kongress der Schlapphüte, noch so ein Relikt aus dem Kalten Krieg, zeichnete Younger das Anforderungsprofil der heutigen Agenten: Es sind nicht mehr weisse Upper-Class-Zyniker mit Eton- und Oxford-Hintergrund, sondern diskrete Computereeks, die auf dem Bürostuhl potenzielle Attentäter, Cyber-Gangster, Whistleblower und Hacker jagen. Gesucht sind immer mehr Frauen, aber nicht im verführerischen Mata-Hari-Look, sondern auf Unscheinbarkeit getarnte Alltagsbienen, eingeschleuste oder umgedrehte Angehörige von ethnischen Minderheiten und politischen Fanatikergruppen. Vor allem gefragt: virtuose Beherrschung der sozialen Netzwerke. «In fünf Jahren», prophezeit Younger, «wird es auf unserem Planeten noch zwei Arten von Geheimdiensten geben: diejenigen, welche die digitale Revolution begriffen haben und darauf reagieren. Und solche, die nicht verstanden haben und zurückbleiben. Ich will zu den ersten gehören.» Alex Younger studierte Ökonomie und ging als junger Leutnant zu den Royal Scots, später machte er Karriere in der Army. 1991 trat er dem 1909 gegründeten Secret Service bei, dessen Existenz von Premier John Major erst 1994 eingestanden wurde. Viel Lob erhielt er 2012 als Sicherheitsbeauftragter der Olympischen Spiele in London. Und kann es einen durchsichtigeren Spion geben als Younger? Er verdient 164 999 Pfund (2015). Bonds Salär blieb stets geheim. Peter Hartmann

Abwärts durch die Mitte

Von René Zeller — Nach den Wahlen im Aargau und in Basel-Stadt jubelt der homogene Linksblock. Wahlverliererinnen sind die Mitteparteien, allen voran die serbelnde BDP.

Schweizer Detailhändler, wenn die Konsumenten mit dem erstarkten Franken vermehrt in Deutschland einkaufen. Aber die Tauschvorteile sind letztlich gewaltig. Dass es den Menschen in fast allen Ländern heute alles in allem viel besser geht als vor Jahrzehnten, dass Krankheiten und Kriege zurückgingen und die Umweltqualität stieg, hängt stark mit der Ausdehnung des Welthandels, mit der Globalisierung zusammen. Ohne relativ freie Waren-, Dienstleistungs- und Kapitalflüsse wäre man nie so weit gekommen. Wer Freihandelsabkommen bekämpft, verschlechtert also die Welt.

Aber auch nicht immer. Handelsabkommen werden meist zwischen Regierungen ausgehandelt, nicht zwischen Bürgern. Die Politiker haben bei solchen Tauschgeschäften erheblichen Spielraum für eigenmächtiges Umverteilen von Geld und Vorteilen von einer Interessengruppe zur andern. Allzu schiefe Verträge haben dann mit Freihandel nicht mehr viel zu tun. Der schrillste Protest gegen durchlässige Landesgrenzen stammt vom amerikanischen Präsidentschaftskandidaten Donald Trump, der mit Tiraden gegen den Handel mit China und das Nordamerikanische Freihandelsabkommen Nafta so viel Popularität gewonnen hat, dass die Konkurrentin Hillary Clinton ihre frühere Meinung geändert hat. Aha, sagen jetzt viele, genau dazu passt, dass in der Schweiz die Masseneinwanderungsinitiative Erfolg hatte. Genau so tickte sie nämlich, die globale Koalition der Nein-Sager und Verhinderer. Protektionismus und Abschottung seien ihre Ziele, im Visier hätten sie das Fundament liberaler Wirtschaftsordnungen, nämlich die vier Freiheiten: freier Verkehr von Waren, Kapital und Dienstleistungen sowie Personenfreizügigkeit.

Wie in einer Genossenschaft

Das ist oberflächliches Gerede, ja gar üble Nachrede. Wer so argumentiert, trägt eben gerade dazu bei, dass der Freihandel bei Bürgern in Verruf kommt. Der freie Personenverkehr ist nämlich anders gelagert als die drei wirtschaftlichen Grundfreiheiten. Wenn Menschen in ein Land ziehen, dessen Bürger bereits viel in Strassen, Schulen, Spitäler, Bahnen, Häuser, Restaurants, Sportanlagen, Vereine, Kunst, Traditionen und Spielregeln investiert haben, ist das ungefähr so, wie wenn jemand einer Genossenschaft beiträgt. Zuwanderer bringen nicht nur Arbeitskapazität, Wissen und Konsumkraft mit, sondern erheben auch Anspruch auf einen Teil des vorher von den Ansässigen erarbeiteten Genossenschaftsvermögens, ihrer Spielregeln und Traditionen. Den freien Zuzug dann einfach zur Grundfreiheit zu machen, wie die EU dies fordert, heisst, dass sich alle nach Lust und Laune am Genossenschaftsvermögen gütlich tun können. Muss man sich da wundern, wenn das nicht alle toll finden?

Es gibt nichts zu deuteln. SP und Grüne haben reüssiert am Wochenende. Weil im Aargau und in Basel-Stadt das Pendel nach links ausschlug, frohlocken Christian Levrat und Konsorten, der «Rechtsblock» sei schon fast sturmreif. Das ist zweifach falsch. Erstens existiert der vielzitierte – und vielgeschmähte – Rechtsblock gar nicht, da die bürgerlichen Parteien mehr streiten als kooperieren. Und zweitens haben im Aargau und in Basel nicht die Kräfte rechts der Mitte verloren, sondern die Mitteparteien.

«Die Mitte gewinnt.» So und ähnlich war das Ergebnis der nationalen Wahlen 2011 kommentiert worden. Neben den jugendfrischen Grünliberalen hatte auch die drei Jahre zuvor gegründete BDP reüssiert. Fortan kursierten Denkspiele über eine kraftvolle Mitte-Allianz im Bundeshaus, über eine «Holding der Vernunft», über eine Fusion von CVP und BDP gar.

Wie schnell sich die Zeiten ändern. Inzwischen verliert die Mitte am laufenden Band, am Sonntag im Aargau und am Rheinknie auf Kosten der Linken. Die Grünliberalen schwächeln, die CVP taumelt – und die BDP torkelt der Bedeutungslosigkeit entgegen. Bei der Partei, die im Windschatten ihrer Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf aktiv mitgemischt hatte, geht es heute um Sein oder Nichtsein. Warum?

Durchhalteparolen vom Teamchef

Die BDP hat ein Generationenproblem. Die Leistungsträger, die sich nach der Abwahl von Bundesrat Christoph Blocher mit den von der SVP aussortierten Magistraten Samuel Schmid und Eveline Widmer-Schlumpf solidarisierten und 2008 die neue Partei gründeten, sind heute angegraut, aber immer noch tonangebend. Gründungspräsident Hans Grunder schadet mit seinen notorischen Zwischenrufen der eigenen Partei mehr, als dass er ihr nützt. Neue Köpfe? In den Stammlanden Bern, Graubünden und Glarus Mangelware, in anderen Kantonen Fehlanzeige. So kommt keine Partei vorwärts.

Die BDP hat ein Führungsproblem. Martin Landolt, seit 2009 Nationalrat und seit 2012 Parteipräsident, hatte als Sekundant von Finanzministerin Widmer-Schlumpf eine klar umrissene Aufgabe. Inzwischen lamentiert Landolt fast nur noch über verhärtete Fronten im Bundeshaus. «Es darf nicht als Schwäche gelten, wenn man sich für Kompromisse einsetzt», rief der BDP-Präsident am Samstag den nach Grenchen gereisten Delegierten zu. Tags darauf erlitt seine Partei im Aargau einen weiteren Schwächeanfall.

Wer inhaltlichen Klartext bei der BDP sucht, braucht eine Lupe. Im Januar lancierte die Partei die Idee eines Zeitvorsorgesystems, dem der generationenübergreifende Solidaritätsgedanke zugrunde liegt. Gezündet hat das Projekt nicht. Als BDP-Programmchef amtiert ein Oldie: Albrecht Rychen, einstiger Berner SVP-Nationalrat, hat dem Parlament 1999 den Rücken gekehrt. Eine Nachfrage bei dem im April ernannten BDP-Generalsekretär Philippe Vuichard hat ergeben, dass dieser vor drei Wochen freigestellt worden ist. Zur BDP will er sich nicht mehr äussern. Nur so viel: Albrecht Rychen habe er in der Geschäftsstelle nie angetroffen.

Das in der BDP grassierende Malaise ist symptomatisch für den Kriechgang der Mitteparteien. Wenn Landolts Partei ein Fussballklub wäre, müsste man dringend zu einem Trainerwechsel raten. Am jüngsten BDP-Parteitag setzte der Teamchef auf Durchhalteparolen: «Wir schauen nicht nach links und nicht nach rechts, sondern vorwärts, vorwärts, vorwärts.» Die Marschroute der BDP weist in eine andere Richtung: abwärts, abwärts, abwärts.



Pendel schlägt nach links aus: Wessels, Ackermann, Mück, Morin (v.l.).

Verlorene Seelen

Von Peter Keller — Hohler Moralismus ersetzt die Kultur des Abendlandes.

Knapp dem Krebs und dem Tod entronnen, sorgt sich Thomas Hürlimann um Europa, das seine christliche Seele zu verlieren droht. Der Schweizer Schriftsteller hört bereits die Totenglocken läuten. «Die Kirchen sind leer, Gott stirbt.» Längst habe die herrschende Political Correctness («Erstes Gebot: Du sollst den Abfall trennen») die Religion verdrängt. Es gehe nur noch um soziale Verhaltensweisen, nicht mehr um Transzendenz. «In der Moralschwemme ist das Geheimnis abgesoffen. Wo früher das Kreuz hing, hängt heute das Rauchverbot» (*Tages-Anzeiger*, 20. 10. 2016).

Hürlimann selbst ist noch in einem katholischen Kosmos aufgewachsen. Er besuchte die Klosterschule in Einsiedeln, wurde von umfassend gebildeten Patres geschult in Theologie, Philosophie und den alten Sprachen. Diese christlich-abendländisch grundierte Bildung ist komplett weggebrochen – und damit eine gemeinsame Verständigung in Symbolen und Geschichten. Wenn Hürlimann sein Erwachen auf der Intensivstation, wo er zunächst überhaupt nicht wusste, wo er sich befand und was mit ihm los war, mit dem auferweckten Lazarus vergleicht, sind wir schon mitten im Dilemma: Kaum jemand unter fünfzig ist überhaupt fähig, diesen biblischen Bezug noch zu verstehen.

Kürbisse statt Friedhofsbesuche

Längst hat sich ein religiöser Analphabetismus breitgemacht. Ein durchschnittlicher Westeuropäer steht heute nicht weniger ratlos in der Sixtinischen Kapelle als ein Tourist aus Japan. Er sieht farbige Fresken, halbnaakte Gestalten, den gereckten Finger einer bärtigen Gestalt. Doch wer erkennt darin noch die Schaffung Adams, den von Michelangelo mit antiken Motiven durchsetzten Schöpfungsmythos?

Vom Unverständnis zum Unverstand und zur Verblödung sind es nur minimale Schrittschritte. An die Stelle der Religion ist, wie Hürlimann sagt, ein hohler Moralismus getreten, der die Gesellschaft wie eine Sekte überwacht und terrorisiert. Sein religiöses Vakuum wird gefüllt durch einen selbstbewussten Islam einerseits und eine sinnentleerte Doofheit auf der anderen Seite. Ein Beispiel davon ist das anstehende Halloween. Kürbisse und Bubensreiche haben Allerheiligen und den traditionellen Besuch der Familiengräber überlagert. O du heilige Einfalt.

Subventionitis

Von Florian Schwab — Der Staat verteilt Geld an die Medien. Diese verlieren ihre Unabhängigkeit.



Zuckerbrot und Peitsche: Bundesrätin Leuthard.

Der Bund zahlt jährlich 30 Millionen Franken an die Postzustellung von regionalen Tages- und Wochenzeitungen. Letzte Woche hat nun das Online-Portal *Medienwoche* publik gemacht, welche Verlage davon am meisten profitieren. Auf Tamedia entfällt beispielsweise indirekte Presseförderung in der Höhe von 1,91 Millionen Franken. Die Enthüllung ist ein weiteres Beispiel für die grassierende Subventionitis im Medienbereich. Ein noch grösseres Stück macht die Förderung von Fernsehsendern aus den Billag-Gebühren aus, nämlich 54 Millionen.

Verlockender Staatstopf

Es ist pervers, wenn diejenigen staatliche Unterstützung bekommen, welche den Staat kritisch beobachten sollen. Sie werden weich und nachsichtig. Bei der Abstimmung über die neue Mediensteuer im Radio- und Fernsehgesetz hielten sich beispielsweise viele Verlage mit Kritik zurück, da Medienministerin Doris Leuthard (CVP) ihnen einen höheren Anteil aus dem Staatstopf in Aussicht stellte. Ähnliches droht bei dem Admeira-Ungetüm, der von den Staatskonzernen SRG und Swisscom dominierten Verwertungsgesellschaft für digitale Werbung. Ansonsten gilt: Ab dem ersten Franken, den ein Medienunternehmen vom Staat bekommt, ist es gefangen im machiavellistischen System von Zuckerbrot und Peitsche.

Man mag nun einwenden, dass selbst die *Weltwoche* vom reduzierten Mehrwertsteuersatz auf Zeitschriften profitiere (dieser beträgt 2,5 statt 8 Prozent). Dabei übersieht man aber, dass hier nicht zuerst der Steuerzahler bluten muss – im Gegenteil: Er zahlt weniger. Im Unterschied zu den anderen Fördermethoden tritt der Staat hier nicht als Nachfrager von ansonsten nicht marktfähigen Dienstleistungen auf.

Demo statt Schule

Von Philipp Gut — Offener Brief an die Schulbehörden von Lenzburg AG.

*Sehr geehrte Frau Buri,
sehr geehrter Herr Klaus*

Sie haben den Schulkindern einen Brief mit nach Hause gegeben, in dem Sie über einen «Unterrichtsausfall» an der Regionalschule Lenzburg informieren. Als Grund nennen Sie nicht etwa eine kollektive Grippe-Erkrankung der Lehrerschaft oder sonst ein unumstössliches Ereignis. Sie lassen die Schule vielmehr ausfallen, damit die Lehrer «demonstrieren» können – «gegen den geplanten Bildungsabbau». Die Schulführung, die Sie in Ihrer Eigenschaft als Präsidentin der Schulpflege und als Präsident der Schulleitungskonferenz vertreten, unterstütze den Einsatz der Lehrer «für das Wohl und die Zukunft der Kinder und Jugendlichen», schreiben Sie weiter.

Ich staune: Sie bewilligen den Lehrern eine Teilnahme an einer politischen Demonstration während der Arbeitszeit, ja, sie machen selbst politische Propaganda auf offiziellen Schulkanälen. Das geht nicht an. «Die öffentlichen Schulen sind [...] politisch und konfessionell neutral», schreibt Paragraph 2 Abs. 2 des aargauischen Schulgesetzes vor.

Selbstverständlich sollen Lehrer sich politisch engagieren. Aber ebenso selbstverständlich sollte es doch sein, dass sie dies in ihrer Freizeit tun und nicht während der bezahlten Arbeitszeit. Geradezu ein Missbrauch Ihres Amtes ist es, wenn Sie, verehrte Präsidentin, verehrter Präsident, Elternrundbriefe für politische Botschaften benützen.

Politischer Machtkampf gehört nicht in die Schule. Und um einen solchen geht es hier: Die bürgerlichen Parteien wollen sparen, die Linke will die Staatstätigkeit und das Budget der öffentlichen Hand weiter ausbauen. Dabei ist es nur gerecht, wenn auch bei der Bildung – wie in anderen Bereichen staatlichen Handelns – über Einsparungen diskutiert wird. Ein gutes Bildungssystem wollen alle, mehr Geld bedeutet aber nicht automatisch bessere Leistungen.

Dass die Schule für politische Zwecke instrumentalisiert wird, ist übrigens kein Einzelfall. Kürzlich wurde den Kindern während eines Konzerts der Musikschule ein Sticker von *Terre des hommes* an die Brust geheftet; man fragte weder die Schüler noch deren Eltern, ob sie an dieser Propaganda- und Geldsammelaktion mitmachen wollten. Darf ich davon ausgehen, dass Sie künftig Ihre Aufsichtsverantwortung wahrnehmen und politische Aktivitäten während der Unterrichtszeit unterbinden?

Mit freundlichen Grüessen



Enger Merkel-Vertrauter: McAllister mit Bundeskanzlerin.



«Schatten der deutschen Regierung»: Walter Radermacher.

Deutschland

Wie Merkel die EU kontrolliert

Von Wolfgang Koydl — Walter Hallstein war der letzte Deutsche an der Spitze der EU – vor über fünfzig Jahren. Heute dirigiert Berlin Europa aus der zweiten Reihe: Viele deutsche Spitzenbeamte sitzen in Schlüsselstellungen.

Wie ein Wiedergänger des Grafen Dracula sieht Klaus Welle nicht aus. Eher verkörpert der schlanke Mann mit dem gepflegten Menjoubärtchen den Typ des pflichtbewussten preussischen Beamten. So kann er sich eine kleine diebische Freude nicht verkneifen, als er auf einen gerahmten Zeitungsartikel in seinem Büro deutet: Als «Prinzen der Finsternis» hat ihn da die *Financial Times* geschmäht, als einen Mann, der ruchlos nach der Macht greift – natürlich auf Geheiß seiner geheimen Auftraggeberin, der deutschen Kanzlerin Angela Merkel.

Schwarze Künste

Der Artikel ist zwei Jahre alt. Welle als Generalsekretär des Europäischen Parlaments hatte gerade das Konzept von Spitzenkandidaten für die anstehenden Europawahlen durchgesetzt: Der Sozialdemokrat Martin Schulz und der Christdemokrat Jean-Claude Juncker sollten an der Spitze ihrer Parteifamilien für das Amt des Kommissionspräsidenten kandidieren. Die Besetzung dieses Postens sollte nicht mehr von den Staats- und Regierungschefs ausgeknobelt werden, sondern dem Wahlsieger zustehen.

Welle wundert sich noch immer, dass die «rosa Prawda» – wie die *Financial Times* wegen ihrer Nähe zu den EU-Institutionen verspottet wird – die Sache derart in den falschen Hals bekommen hatte. «Die Kanzlerin war mit der Idee von Spitzenkandidaten gar nicht einverstanden», sagt er leise. Und wie steht es mit dem Titel eines Fürsten der Unterwelt? Von denen, so stellt sich heraus, gibt es in Brüssel offenbar

mehr als einen – vor allem in den Augen britischer Medien. Denn auch Martin Selmayr, als Kabinettschef von Kommissionspräsident Juncker der wohl mächtigste Eurokrat überhaupt, gilt als Meister der Intrige und verwandter schwarzer Künste.

Was Welle und Selmayr neben diesem fragwürdigen Ruf und ihren Schlüsselpositionen im Gefüge der europäischen Institutionen noch gemeinsam haben, ist ihr deutscher Pass. Das macht sie zu den bekannteren Vertretern jener Gruppe deutscher Spitzenbeamter, die in Brüssel mit einer Mischung aus Respekt und Furcht mal als «fünfte Kolonne» der Kanzlerin, mal als ihre Trojaner und zuweilen als Merkels Eurofighter bezeichnet werden: ein Geschwader grauer Tarnkappenbomber, das seine Einsatzbefehle von Berlin erhält.

Insgesamt 23 Deutsche hat der unabhängige Brüsseler Think-Tank Bruegel an Schaltstellen in Kommission, Parlament und Rat gezählt. Auf gar 45 deutsche Staatsangehörige kam ein interner Bericht der EU-Kommission. Demnach stellen sie in den Stäben der 28 EU-Kommissare 16 Prozent aller Kabinettschefs und Stellvertreter. Nur im Rat, dem Gremium der Mitgliedsstaaten, räumten sie die Spitzenstelle des Generalsekretärs, als Uwe Corsepius von Merkel in seine frühere Position als Leiter der Europa-Abteilung des Kanzleramtes zurückgerufen wurde. «Aber im Rat braucht Berlin gar keinen Statthalter», höhnte ein – nichtdeutscher – Beamter. «Hier sorgt Frau Merkel persönlich dafür, dass alle auf ihr Kommando hören.»

Topämter in europäischen Institutionen bekleiden Deutsche schon lange nicht mehr, sieht man von Parlamentspräsident Martin Schulz ab, dessen Amt freilich bei weitem nicht so wichtig ist, wie er, heftig schaumschlagend, vorzutauschen sucht. Walter Hallstein war der letzte und bisher einzige deutsche Kommissionspräsident – von 1958 bis 1967. Damals regierten in Bonn die Kanzler Ludwig Erhard und Kurt Georg Kiesinger.

Umso länger ist die Liste jener Männer und Frauen, die in der zweiten Reihe politische Konzepte ausarbeiten, Beschlüsse vorantreiben und über Be- und Versetzungen entscheiden. Ihr faktischer Chef ist Junckers Kabinettschef Selmayr. Viele sehen in ihm den wahren Kommissionspräsidenten, da «Juncker weder mental noch physisch in der Lage [ist], den Job auszuüben», wie ein um Anonymität bittender Eurokrat feststellt. Juncker klagt zwar intern über den Machtanspruch seines Büroleiters: «Aber er ist zu schwach, um ihn hinauszuwerfen», urteilt der Informant.

Selmayr hat Einfluss auf wichtige Personalentscheidungen. So sorgte er kürzlich dafür, dass der von Juncker als Brexit-Chefunterhändler favorisierte Franzose Michel Barnier eine deutsche Aufpasserin, die Diplomatin Sabine Weyand, zur Seite gestellt bekam. Federica Mogherini, Aussenbeauftragte der EU, wird ebenfalls von einer Deutschen sekundiert: Helga Schmid, die die deutschen Aussenminister Klaus Kinkel und Joschka Fischer sowie den früheren EU-Aussenkommissar Javier Solana beriet, ist



Seit Karl dem Grossen: Elmar Brok.



Mächtiger Eurokrat: Martin Selmayr.



«Prinz der Finsternis»: Klaus Welle.

Generalsekretärin im EEAS, der Behörde der aussenpolitisch unerfahrenen Italienerin.

Generaldirektoren sind die rechte Hand der EU-Kommissare, oft einflussreicher als die Amtsinhaber. Margrethe Vestager, Wettbewerbskommissarin und Nemesis von Weltfirmen wie Apple und Starbucks, lässt sich von Johannes Laitenberger zuarbeiten. Er leitete früher das Kabinett von Juncker-Vorgänger José Manuel Barroso. Matthias Ruete ist Generaldirektor von Migrationskommissar Dimitris Avramopoulos.

Wenn keine eigenen Landsleute zur Verfügung stehen, weicht man auf Ersatzdeutsche aus. Den in Berlin suspekten französischen Finanzkommissar Pierre Moscovici unterstellte man einem Vizepräsidenten, dem Finnen Jyrki Katainen. Dieser war Moscovicis Vorgänger im Job und ist ein Mann so recht nach dem Geschmack des deutschen Finanzministers Wolfgang Schäuble. Das gilt auch für den Chef der Euro-Gruppe, den Niederländer Jeroen Dijsselbloem.

Auch die wichtigste finanzpolitische Institution der EU befindet sich in deutscher Hand: Klaus Regling hütet die eine halbe Billion Euro starke Kasse des Euro-Rettungsschirms. Auch dieser frühere Berliner Spitzenbeamte ist ein sparsamer Schäublianer: Seinen Mitarbeiterstab hat er auf 150 Personen beschränkt – minimalistisch im Brüsseler Bürokratiebetrieb. Flankenschutz erhält er von Werner Hoyer, dem deutschen Präsidenten der Europäischen Investitionsbank. Die Zahlen steuert Walter Radermacher bei, der Generaldirektor der Statistikbehörde Eurostat.

Im Europaparlament geniessen die Deutschen aus zwei Gründen eine privilegierte Stellung, wie Klaus Welle erklärt: Als bevölkerungsreichste Nation entsenden sie die meisten Abgeordneten, und weil die deutsche Parteienlandschaft noch nicht so zersplittert ist wie in anderen Ländern, stellen CDU/CSU, SPD und

Grüne in ihren jeweiligen europäischen Fraktionen die stärkste Gruppe. Das schlägt sich in den Ausschüssen nieder: Fünf von zwanzig Komitees werden von Deutschen geleitet, bei den fürs Tagesgeschäft wichtigen Berichterstattungen liegt die Zahl noch höher.

Das bekannteste Gesicht gehört Elmar Brok. Der CDU-Mann leitet – gefühlt seit den Tagen von Karl dem Grossen – den Auswärtigen Ausschuss. Nun hat er seinen Rückzug bekanntgegeben, aber sein Nachfolger gilt ebenfalls als enger Merkel-Vertrauter: der Deutschschotte David McAllister. Zu Europas Spitzenpersonal zählt auch Manfred Weber, der Vorsitzende der christdemokratischen EVP-Fraktion im Parlament. Seine politische Heimat ist zwar die bayerische CSU, doch es ist ein offenes Geheimnis, dass ihn die Kanzlerin auswählte, um den Münchner Stänkerer Horst Seehofer zu ärgern.

Die meisten deutschen EU-Beamten würden natürlich bestreiten, dass sie Befehlsempfänger Berlins sind. Als korrekte Beamte folgen sie ihrem Dienstherrn, und der ist die EU. «Druck aus den Hauptstädten ist ohnehin meist kontraproduktiv», berichtet Parlamentssekretär Welle. Er, Selmayr und Regling haben alle schon wegen Europa Konflikte mit der Bundesregierung riskiert.

Deutsch ist die Sprache der Macht

Andererseits sind auch Eurokraten nicht frei von nationalen Reflexen, vor allem jene, die als Quereinsteiger aus ihren jeweiligen Hauptstädten nach Brüssel kamen und die europäische Beamtenkarriere nicht von der Pike auf durchlaufen haben. Dazu kommt, dass Deutschland seine Grösse nicht mehr verstecken kann oder will. Schon vor Jahren fröstelte es den britischen Politologen Simon Hix von der London School of Economics im «Schatten der deutschen Regierung» in Brüssel.

Eines ist den Deutschen gelungen: Deutsch ist zur Sprache der Macht in Brüssel geworden. Das

sieht man am besten beim mächtigsten informellen EU-Zirkel. In der sogenannten G-5 treffen sich Weber, Juncker, Schulz, EU-Vize Timmermans und Sozialistenführer Pittella regelmässig zum Essen. Sie sprechen Deutsch, der polyglotte Niederländer Timmermans übersetzt für den Italiener. Die Gruppe könnte auch noch den Ratspräsidenten Donald Tusk dazubitten, ohne sprachliche Hürden. Das Deutsch des Polen ist viel besser als sein Englisch. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

WK-PT-WWW-CHde

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Personenkontrolle

Iklé, Kopp, Balog, Wertli, Meierhans, Funciello, Marti, Buttet, Nantermod, Reynard, Darbellay, Burkhalter, Santos, Uribe, Leuenberger, Amlinger, Honegger, May

Vor sechzig Jahren, als in Ungarn die Menschen auf den Strassen Freiheit einforderten, war hierzulande die noch nicht zwanzigjährige **Elisabeth Iklé** rastlos unterwegs. Als Mitinitiantin der Studentischen Direkthilfe Schweiz-Ungarn fuhr sie im elterlichen Topolino den Zürichberg hoch und organisierte Schlafplätze für magyrische Flüchtlinge. Von anno dazumal berichtete die einstige Aktivistin, die später unter dem Namen **Elisabeth Kopp** als erste Frau in den Bundesrat gewählt wurde, vor Wochenfrist am Gedenkanlass, den die ungarische Botschaft im Berner Hotel «Bellevue Palace» ausrichtete. Die rüstige Festrednerin blickt aber nicht nur in den Rückspiegel. **Zoltán Balog**, ungarischer Botschafter für Humanressourcen, verriet in seiner Ansprache, die Vorrednerin habe ihm mahnend zugeflüstert: «Wie wichtig ist Ungarn eigentlich heute die Freiheit?» (rz)

Der Fitnessstand der CVP könnte besser sein. Gut, dass wenigstens Generalsekretärin **Béatrice Wertli** topfit unterwegs ist. Am Montag referierte die passionierte Marathonläuferin an der Universität Bern zum Thema «Political Product Placement». Ob das Produkt CVP geeignet ist, vor dem akademischen Nachwuchs als Paradebeispiel platziert zu werden? Die Dauerläuferin und Gattin von Preisüberwacher **Stefan Meierhans** ist und bleibt zweckoptimistisch. Am Tag nach der Wahlniederlage in ihrem Heimatkanton Aargau bewarb sie ihren Product-Placement-Vortrag augenzwinkernd mit den Worten: «Hoffen wir, dass die Konkurrenz uns da nicht die Bude einrennt.» (rz)

Vor Juso-Präsidentin **Tamara Funciello** ist niemand sicher. Die SP bekommt ihr Fett ab («Die Juso muss der Stachel im Arsch der Mutterpartei sein»), Kapitalisten, Nationalisten und Sexisten sind sowieso Mistkerle. Die Baselbieterin **Samira Marti**, die unlängst in einer Kampfwahl ums Juso-Präsidium gegen Funciello unterlag, richtet den Blick auch nach innen. Der *Wochenzeitung* erzählte Marti, während ihrer Kandidatur für den Juso-Vorsitz habe sie sich in den eigenen Reihen etliche sexistische Kommentare anhören müssen; «etwa, dass ich mich von einflussreichen Männern instrumentalisieren lassen und in der Partei hochgeschlafen hätte». Wann mistet Funciello den jungsozialistischen Augiasstall aus? (rz)



Blick nach innen: Sexismus-Opfer Marti (Juso).



Fremde Händel: Bundesrat Burkhalter (FDP).



Selbstironisch: Marathonläuferin Wertli (CVP).



Lamento: alt Bundesrat Leuenberger (SP).



Flüchtlingshelferin: alt Bundesrätin Kopp.

Politisch sind sie sich völlig uneinig, die Nationalräte **Yannick Buttet** (CVP), **Philippe Nantermod** (FDP), und **Mathias Reynard** (SP). Während der Gewerbeausstellung Foire du Valais in Martigny zogen sie für einmal an einem Strang. An dem Anlass wurde für die Party-Mitfahrzentrale Fiesta Drive geworben: Freiwillige bieten angetrunkenen Automobilisten eine Mitfahrgelegenheit an. Während der Ausstellung stellten sich die drei Nationalräte zur Verfügung, was die Ausstellungsorganisatoren unter dem Titel vermarkteten: «Lassen Sie sich heute Abend von einem der drei Nationalräte nach Hause bringen.» Ein spitzfindiger Journalist der Zeitung *Le Temps* ergänzte die Botschaft auf Facebook folgendermassen: «Lass dich von einem Nationalrat fahren – und mit ein bisschen Glück kehrst du schwanger nach Hause zurück.» Es war eine kleine Anspielung auf die unehelichen Vaterfreuden des Walliser CVP-Politikers **Christophe Darbellay**. (hmo)

Aussenminister **Didier Burkhalter** (FDP) verheddert sich in den Fängen der kolumbianischen Innenpolitik. Nicht nur beharrt sein De-

partement bis jetzt darauf, den Friedensvertrag zwischen Präsident **Juan Manuel Santos** und den Farc-Rebellen im Bundesarchiv einzulagern, obwohl dieser in einer Volksabstimmung von der Bevölkerung abgelehnt wurde. In Kolumbien sorgt zudem für Kopfschütteln, dass das EDA mit Hunderttausenden von Franken an Steuergeld die Werbetrommel für den unpopulären Friedensvertrag in Havanna gerührt hat. Darin kann man die Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates sehen – zumal die siegreiche Nein-Kampagne von Ex-Präsident **Álvaro Uribe** kaum auf finanzielle Ressourcen zurückgreifen konnte. Am kommenden Montag beleuchtet die Aussenpolitische Kommission des Nationalrats das Schweizer Treiben in Havanna und Bogotá. (fsc)

Die Welt wird immer schlechter, vor allem seit **Moritz Leuenberger** (SP) nicht mehr Bundesrat ist (worunter allerdings nur er leidet). Der nicht immer kommunikative Alt-Kommunikationsminister hielt an der Uni Bern ein Lamento zum Niedergang der Medien: Dass sie nicht mehr zwischen Bericht und Kommentar

trennen würden, bedrohe die Demokratie. Die Demokratie der Schweiz beruhte allerdings zwei Jahrhunderte lang auf ihrer vielfältigen Zeitungslandschaft (oft als «Bannwald der Demokratie» gepriesen): Diese bestand vorwiegend aus Parteiblättern, die Bericht und Kommentar nicht trennten oder zumindest strikt aus ihrer Optik schrieben. Die NZZ als die führende Qualitätszeitung der Schweiz hielt es bis ins 21. Jahrhundert so. (sär)

Man hat sich daran gewöhnt, dass fast jeder Austausch zwischen Mann und Frau heute unter Sexismusverdacht steht. So ist es keine grosse Überraschung, wenn die Geschlechterforscherin Fabienne Amlinger von der Universität Bern selbst das gute alte Kompliment verbannen möchte: «Komplimente an Frauen betreffend des Äusseren führen dazu, dass ihre erwartete Geschlechterrolle festgeschrieben wird», sagte sie jüngst der Zeitung *Der Bund*. Doch auch wer sich als Mann Komplimente, Türaufhalten und dergleichen mehr abgewöhnt, hat noch lange nicht aufgehört, ein Sexist zu sein. Er sollte am besten das Mannsein ganz bleiben lassen: «Männer als Kollektiv befinden sich in einer Machtposition gegenüber Frauen», erklärt die Gender-Forscherin. Das ist ja fast schon sexistisch. (fsc)

«Hallo SRF!» Unter diesem Titel pflegt der staatliche Mediengigant die Bürgernähe: Zuschauer können auf einer Internetseite Fragen an die Fernseh- und Radiomacher stellen. Jeden Tag wird dann die «Publikumsfrage des Tages» mitsamt Antwort publiziert. Am Dienstag wollte ein Zuschauer, oder vielleicht auch eine Zuschauerin, wissen, ob sich «10-vor-10»-Sprecher Arthur Honegger die Lippen schminke. Dies sei nicht der Fall, ist der offiziellen SRG-Antwort zu entnehmen: «Sie sind von Natur aus gut durchblutet und scheinen deshalb so rot am TV.» Womit das SRF seinen hoheitlichen Informationsauftrag einmal mehr bravourös erfüllt hätte. (fsc)

Wenn sich jemand über die neue britische Premierministerin Theresa May wundern darf, dann ist es die Geschäftswelt auf der Insel. «Steuern sind der Preis, den wir für eine zivilisierte Gesellschaft zahlen», ermahnte sie die Business-Moguln in einem Ton, der eher an Labour als an Konservative erinnerte. Dann legte sie nach: «Wir werden jeden finden, der keine Steuern zahlt.» Nach Sündern muss May nicht lange suchen. Ihr Ehemann Philip arbeitet für den Finanzberater Capital International, der Firmen dabei hilft, Steuern zu sparen. Das Unternehmen macht vor, wie es geht: Es hat seit 2009 keinen Penny Körperschaftsteuer gezahlt. Gatte Philip sollte keine Schwierigkeiten machen, denn wer bei den Mays daheim die Hosen anhat, verrät sein Spitzname: «Mr Mrs May». (ky)

Nachruf



Das Eis war gebrochen: Komponist Ogerman.

Claus Ogerman (1930–2016) — Am wohlsten fühlte er sich, wenn er nicht sichtbar war. Dass Claus Ogerman tatsächlich zu einem Weltstar in der Musikszene wurde, grenzt an ein Wunder, denn der Mann aus dem polnischen Ratibor war unsichtbar bis zur Selbstverleugnung. Ogerman war weniger Arrangeur als vielmehr der Architekt von Räumen, die Sängerinnen, Musiker und Komponisten wie eine diskrete Schutzzone umgaben.

In den fünfziger Jahren war Ogerman die rechte Hand von Max Greger und arbeitete für den Film, bis ihm Deutschland irgendwann zu eng wurde. Mit seiner Frau, einer Schauspielerin, ging er nach New York und war zunächst arbeitslos, bis seine Frau auf die Kinder eines gewissen Quincy Jones auf-

passen sollte. Auf diese Weise lernte Jones Ogermans Talente kennen und vertraute ihm erste Jobs an. Der Neuling traf bald auf Antonio Carlos Jobim, der zunächst äusserst reserviert auf den unbekanntenen Deutschen reagierte. Er konnte doch keinen «Preussen» auf sein lasziv erotisches «Girl from Ipanema» loslassen. Natürlich war das Eis gebrochen, nachdem Jobim die erste Partitur seines neuen Freundes gesehen hatte.

Trotz der Anfragen von Kalibern wie Barbara Streisand, Bill Evans, Wes Montgomery und später Diana Krall widmete er sich immer wieder mit Leidenschaft den klassischen Formen. Für die Geigerin Yue Deng und den Pianisten Jean-Yves Thibaudet schrieb er melancholische Violinsonaten, ein hinreissendes einsätziges Klavierkonzert oder auch Lieder nach Gedichten von Tagore für die legendäre Brigitte Fassbaender und die Sopranistin Judith Blegen. Zuletzt zog er sich immer mehr in ein Münchner Hotel zurück, wo er mit seiner Frau residierte – Geldsorgen hatten sie nicht. Vom Beruf hatte er sich krankheitshalber verabschieden müssen, Anfragen von Sting, Prince, Paul McCartney und anderen Grössen sagte er ab. Seine musikalischen Gemälde, die die verwehte Eleganz der Architektur von Oscar Niemeyer aufzunehmen schienen, werden fehlen. Er starb bereits am 8. März dieses Jahres – dem Tag, an dem auch der Beatles-Produzent George Martin entschlief. *Thomas Würdehoff*

OPTIMAL GEWASCHENE LUFT FÜR GESUNDHEIT UND WELLNESS

6 VON VIELEN GRÜNDEN WARUM SIE EINEN VENTA BRAUCHEN

NEIN ZU



FILTERMATTEN



ERKÄLTUNGEN



KOPFSCHMERZEN
VON TROCKENER LUFT

JA ZU



OPTIMALER LUFT IM
KINDERZIMMER



GESUNDEN
PFLANZEN



WELLNESS
FÜR DIE HAUT



ab Fr. 185,- (LW 15)

Weitere Infos und
14 Tage kostenloser Test
☎ 041 781-1515
www.venta-luftwaescher.ch

venta
LUFTWÄSCHER

Das Original¹⁵



Tempel der Leidenschaft? Romantisches Bundeshaus.

Sex & Politik

Nachts, wenn es unter den Kuppeln knistert

Von Hubert Mooser — Über das heimliche Liebesleben von Parlamentariern und Bundesräten wird in Bern höchstens getuschelt. Das «Sexismus»-Gezeter erweckt den falschen Eindruck. Anders als in den USA oder in Grossbritannien kennt die Schweiz immer noch eine gesunde Kultur der Diskretion.

Der US-Präsidentschaftskandidat Donald Trump gab das schlüpfrige Stichwort. Die Welle der kollektiven Empörung schwappte nach Europa über. In der Schweiz verlieh die Berner SVP-Nationalrätin und frühere Polizistin Andrea Geissbühler mit einem unglücklichen Tweet, vergewaltigte Frauen seien manchmal selber schuld, einer merkwürdigen Debatte über «Sexismus» Schub.

Ein unüberlegter Spruch, ein loses Wort – und schon stürzen sich die selbst erklärten Heiligen auf mutmassliche Sünder. Die FDP-Politikerin und PR-Frau Claudine Esseiva berichtete über zweifelhafte Avancen von National- und Ständeräten, die Aargauer SP-Nationalrätin Yvonne Feri entrüstete sich über Beischlaf-Angebote von Journalisten. Dann drängte sich noch die frühere Nationalrätin der Grünen, Aline Trede, vor die Kamera. Sie beklagte sich, Berns schlüpfriger Stadtpräsident und Nationalrat Alexander Tschäppät (SP) habe sie einmal ungebührlich angefasst. Thesenfreudig folgerte Trede: Das Bundeshaus sei ein «Palast des Sexismus»!

Aber stimmt das auch? Nach der Selfie-Affäre des grünen Nationalrats und Badener Stadtammanns Geri Müller und dem Seitensprung des CVP-Familienpolitiklers Christo-

phe Darbellay ist das Thema Sex und Politik ein weiteres Mal innerhalb kurzer Zeit über das Bundeshaus hereingebrochen. Der Vorwurf lautet, es gebe Verhaltensweisen, die nicht mehr stillschweigend übergangen werden dürften. Sexuelle Übergriffe, dumme Sprüche, unangebrachte Berührungen, Einladungen zu Mittagessen, Komplimente bis hin zu Beschimpfungen – soweit das Sündenregister der Empörten.

Sodom und Gomorra?

Vorweg: Es ist nicht gerade die Creme der bundesbernischen Politik, die sich mit der Sexismuskeule nach vorne schiebt. Bestandenen Politikerinnen wie der freisinnigen Zürcher Nationalrätin Doris Fiala geht das alles viel zu weit. Sie selber und auch andere freisinnige Frauen wie Regine Sauter sagen, sie hätten keine solchen Erfahrungen gemacht, über die jetzt von verschiedener Seite berichtet werde. Ein etwas zu kecker Spruch seitens Kollegen könne problemlos charmant, aber unmissverständlich gekontert werden. «Wir sind ja keine *Blüemlis*, sondern gestandene Politikerinnen», sagt Fiala. Was sie besonders stört: Die anklagenden, klugen und rhetorisch gewandten Frauen nähmen dabei eine Opferrol-

le ein, die unnötig sei und nicht unbedingt zu einem besseren Verständnis zwischen den Geschlechtern führe.

Geht es im Bundeshaus zu wie im biblischen Sodom und Gomorra? «Das ist mir bisher nicht aufgefallen», sagt FDP-Nationalrat Thierry Burkart (AG). «Sodom und Gomorra ist es nicht», beteuert auch ein anderer Nationalrat, der nicht genannt werden möchte. «Aber es passieren die gleichen Dinge wie in anderen Unternehmen auch, nur werden sie hier öffentlich.» Das Parlament sei gewissermassen ein Abbild der Gesellschaft.

Es fehlt nicht an Gelegenheiten. Im feuchtfröhlichen Ambiente der sessionalen Apéros, Anlässe und Feste in und um den Palais fédéral kann man sich schon näherkommen. Aber selten wird darüber geschrieben. Es wird im Verborgenen getratscht, getuschelt, gelästert und vor allem viel spekuliert.

Selbstverständlich werden die Politiker ja auch nicht fürs Flirten und Anbaggern nach Bern geschickt, sondern zur Erarbeitung politischer Lösungen zum Wohl des Landes. Als vor Jahrzehnten der Berner Fotograf Michael von Graffenried, ein Spross aus Berns Patriziat, eine Prostituierte vor dem Bundeshaus ablichtete, ging ein Aufschrei durchs Land.

Dass Sex und Politik häufig eine Symbiose bilden, weiss man nicht erst seit den Frauengeschichten des früheren US-Präsidenten John F. Kennedy, Silvio Berlusconis wilden Partys und den sexuellen Verirrungen des französischen Spitzenpolitikers Dominique Strauss-Kahn. Was wären die Machtspiele in der Erfolgsserie «Game of Thrones» ohne sexuelle Verrenkungen ihrer Protagonisten? «Wer an die Macht will, muss verführen, und um an der Macht zu bleiben, muss man beweisen, dass man stark ist», schrieb der Franzose Jacques Georgel 1999 in seinem Buch «Sexe et politique». Er bezog sich dabei zwar auf die sexuellen Abenteuer französischer Politiker, aber was für Paris gilt, gilt auch für Bern.

Prominent in den Medien tauchen vor allem die harmloseren Geschichten auf, die von der Boulevardpresse farbenprächtig als Liebesaffären verarbeitet werden. Etwa zwischen dem SP-Pärchen Ständerat Daniel Jositsch und Nationalrätin Chantal Galladé. Auch die frühere grüne Nationalrätin Aline Trede lernte durch die Politik ihren Lebenspartner kennen, den heutigen *Blick*-Politikchef Joël Widmer. Bei jeder exklusiven Meldung, die der *Blick* darauf publizierte, hiess es in Bern, Gattin Aline habe dem *Blick* die Geschichte gesteckt. Die grüne Bernerin büsste trotz eifriger Förderung durch die Boulevardmedien 2015 jedoch ihren Nationalratssitz ein. Liebesgeschichten zwischen Journalisten und Politikerinnen sind eher selten. Affären zwischen Journalistinnen und Politikern kommen dagegen häufiger vor.

Und nicht immer ist, was auf den ersten Blick nach einem lupenreinen Techtelmechtel zwischen zwei Parlamentariern aussieht, auch tatsächlich eines. SVP-Nationalrätin Natalie Rickli, 39, und FDP-Nationalrat Thierry Burkart, 40, verbrachten vor einigen Monaten gemeinsam Wanderferien in Chile. Sofort kam das Gerücht auf, die SVP-Frau und der FDP-Mann hätten eine amouröse Liaison. Burkart verneint: «Ich bin Single. Alles andere ist Privatsache.»

Beim früheren CVP-Präsidenten Christophe Darbellay, 45, ist der Fall dagegen klar: Er ist vor einigen Monaten zum vierten Mal Vater geworden. Die Mutter ist eine vierzigjährige Texanerin, mit der er nach einer Abschiedsparty im Dezember 2015 eine kurze Affäre hatte. Darbellays ausserordentliches Fehltritt war kein ausserordentliches Ereignis in Bundesbern: Vor ihm unterlief einem anderen Westschweizer Politiker aus den Reihen der SVP ein ähnliches ausserordentliches Malheur mit einer Lob-

byistin. Warum berichteten die Medien über den Fall Darbellay und nicht über den Fehltritt des SVP-Mannes? Weil Darbellay als Politiker das hohe Lied auf die traditionelle Familie anstimmte und privat das Gegenteil aufführte.

Hämmern an der Zimmertüre

Die grosszügige Toleranz, mit der Schweizer Medien in der Vergangenheit über die libidinösen Verwicklungen in der Politik hinwegsehen, verleitet die Beteiligten manchmal zu Leichtsin.

Tatort Bärenplatz während der Winter-session 2015: Ungeniert spaziert gegen 22 Uhr ein CVP-Parlamentarier aus der Romandie mit seiner blonden Geliebten im Arm über den leeren Platz. Im angrenzenden Restaurant «Chez Edy» kleben vier Journalisten mit der Nase an

der Scheibe und staunen über so viel Unverfrorenheit. Die Geschichte spricht sich herum, Gegner des Politikers verschicken später Fotos der Geliebten an Zeitungsredaktionen. Aber die Story erscheint nie. Inzwischen hat der CVP-Mann die Affäre beendet und seinen Seitensprung zu Hause gebeichtet, wie er gegenüber der *Weltwoche* beteuert.

Normalerweise spielen sich derartige Geschichten nicht auf öffentlichen Plätzen ab, sondern diskret in den teureren Hotels, in denen viele Politiker abzusteigen pflegen, wenn sie zum Dienst an Volk und Vaterland nach Bern reisen. Manchmal spielen sich dort filmreife Szenen ab. Hotelgäste einer Nobelabstiege konnten in der Vergangenheit leicht amüsiert beobachten, wie ein beschwipster Nationalrat aus der Nordostschweiz zu nächstlicher Stunde gegen die Zimmertür einer bekannten Nationalrätin aus einer anderen Region hämmerte und im Flüsterton darum bettelte, von der Dame eingeladen zu werden – ohne Erfolg.

Der inzwischen tragisch verstorbene Glarner Ständerat This Jenny trug sein Herz auf der Zunge, was ihn im ganzen Land beliebt machte. 2009 ergriff er die Flucht nach vorn und gestand dem *Sonntagsblick* auf Anfrage: «Ich habe meine Frau betrogen.» Später schob er in einer Talksendung des Schweizer Fernsehens nach: «Wenn im Kanton Glarus der Zügelwagen vorfährt, ist das schwierig zu kaschieren.»

Alle im Bundeshaus waren im Bild über die Liebesaffäre zwischen SP-Nationalrat Andi Gross und einer attraktiven Bundeshausweibelin. Die Liaison warf in der Öffentlichkeit keine hohen Wellen. Hinter den Kulissen sorgte die Liebschaft dagegen für Aufregung und Frust, weil Gross die Bundesangestellte einem Mitarbeiter der Parlamentsdienste ausspannt hatte.

Im Bundeshaus lernten sie sich kennen, und in der Vereinigung Schweizer Wanderwege arbeiteten sie eng zusammen, die grüne Politikerin Ruth Genner aus Zürich und der Walliser Sozialdemokrat Peter Jossen. Die Geschichte spielte sich im Verborgenen ab, nur wenige waren eingeweiht. Die Verbindung wurde landesweit bekannt, nachdem Jossens Ehefrau nach der Trennung den Vorgang in einem Zeitungsinserat des *Walliser Boten* vor den Augen aller Welt ausgebreitet hatte. Ein offenes Geheimnis in Bern war das Techtelmechtel zwischen einem einflussreichen FDP-Ständerat und einer hochrangigen Vertreterin der Parlamentsdienste. Aber alle hielten jahrelang dicht.

Unruheherd Bundesverwaltung

Eine andere Bühne ist die Bundesverwaltung. Nicht ganz unproblematisch ist es, wenn zwischen zwei hochrangigen Bundesbeamten eine Beziehung besteht, im Amt gerade eine Krise am Laufen ist und beide darin irgendwie involviert sind, er als Chef einer mächtigen Behörde und sie als Juristin im Stab des Finanzdepartementes. Vor über fünfzehn Jahren wurde die Geldwäscherei-Kontrollstelle von Stellungskämpfen durchgeschüttelt. Der Chef der Kontrollstelle wollte bei der Bekämpfung der Geldwäscherei eine harte Linie fahren, fühlte sich vom Departement aber zurückgebunden. Unglücklich wirkte sich hier aus, dass der Chef der Finanzverwaltung einer Departementsjuristin nahestand, die mit dem Chef der Kontrollstelle einen heftigen Richtungsstreit austrug.

Viel Unruhe ins Bundesamt für Polizei brachte vor Jahren die kurze Liaison zwischen einem hochrangigen Beamten des damaligen Inlandgeheimdienstes und einer Sekretärin – weil der Geheimdienstler seine Geliebte in einer Dienststelle platzieren wollte, dies gegen den Willen

des damaligen Dienststellenleiters. Im Bundesamt für Polizei gediehen noch andere nicht ganz unproblematische Liebschaften. Eine Vizedirektorin des Amtes leistete sich eine Liaison mit dem Chef der Bundeskriminalpolizei. Problematisch war nicht die Verknüpfung an sich, sondern die heikle Konstellation, die sich da-





GELESEN

**«Die Schadenssumme steigt
schneller als der Meeresspiegel»**

Ein Beitrag aus dem Tages-Anzeiger.
Gedruckt, online, als App und in unserer Vielfalt an Blogs.

Du bist, was du liest.

Tages-Anzeiger

durch ergab. Die Dame war in die Intrige involviert, die schliesslich zur Abwahl von Christoph Blocher als Bundesrat führte. Den Hintergrund bildeten Ermittlungen gegen den Bankier Oskar Holenweger. Die Dame war mit dem Chefbeamten liiert, der den Einsatz eines verdeckten Ermittlers anordnete. Später hat sie offenbar Parlamentarier über den V-Mann-Einsatz falsch informiert.

Wattierte Bundesräte

Die sexuellen Eskapaden von Parlamentariern und hochrangigen Bundesvertretern dringen hin und wieder an die Öffentlichkeit. Bei Bundesräten ist das anders: Deren Liebesleben gilt in Bern als absolutes Tabu. Als vor Jahren das Nachrichtenmagazin *Facts* einen Konventionsbruch vollziehen wollte und, gestützt auf die Lebensbeichte einer Berner Prostituierten, angebliche Bordellbesuche eines Bundesrats zum Sexskandal hochstimmte, ging der Schuss nach hinten los – obschon ein mit dem Bundesrat befreundeter Parlamentarier die Freuden der Lust zuerst bestätigt hatte. Dem Bundesrat passierte gar nichts, der Solothurner Parteikollege wurde als Nationalrat und Ständerat in den Jahren danach mehrfach glanzvoll wiedergewählt. Das inzwischen verblichene

Nachrichtenmagazin *Facts* hatte sich jedoch nie mehr ganz von dieser Causa erholen können.

Aus dieser unsäglichen Geschichte haben die Medien ihre Lehren gezogen. Seither sehen sie über allfällige amouröse Abenteuer von Bundesräten hinweg. Alle in Bern akkreditierten

Beim geschiedenen Moritz Leuenberger war das 1995 bereits kein Problem mehr.

Medienschaffenden wussten, was abging, und alle tuschelten darüber. Gelegentlich kam es vor, dass besagter Magistrat in einem Kaffeehaus gegenüber seinem Büro mit einer Frau flirtete. Schon bei vagen Andeutungen schickte der Minister seine Stabschefin los, die interessierten Medienleuten eine mögliche Berichterstattung eindringlich ausredete.

Ruth Metzler (CVP) berichtete nach ihrem Rücktritt in ihrem Buch «Grissini und Alpenbitter», wie sie in ihrer Amtszeit von lüsternen Politikern belästigt worden sei. Andere Bundesrätin, anderer Stil: SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga informierte sofort und transparent, als sich die *Weltwoche* erkundigte, ob sie tatsächlich von zu Hause ausgezogen sei und ihre Papiere an den neuen Wohnort in der

Stadt Bern verlegt habe. Ehemann und Schriftsteller Lukas Hartmann durfte dann noch der *Schweizer Illustrierten* anvertrauen, sie lebten zwar getrennt, seien aber immer noch ein Paar. Damit war die Geschichte in den Medien mehr oder weniger abgehakt.

Wie es bei anderen Bundesräten ist, wissen auch Insider nicht. Einigen Mitgliedern der Landesregierung wird jedoch ziemlich jeder Mann und jede Frau angedichtet, mit denen man sie in der Öffentlichkeit sieht. Die Wahrheit ist häufig unspektakulärer und langweiliger. Gänzlich unverdächtig ist Aussenminister Didier Burkhalter – weil ihn Ehefrau Friedrun auf Schritt und Tritt begleitet.

Der Schaden hält sich in Grenzen

Egal, ob Bundesrat oder Parlamentarier, Nationalrätin Fiala sagt, sie empfinde grosses Mitgefühl für Kolleg:innen beziehungsweise deren Familien, wenn diese in der Öffentlichkeit mit intimsten sexuellen Geschichten vorgeführt würden. Darunter leide nämlich in erster Linie deren Umfeld. Ob Sexgeschichten Politikern bei der Wiederwahl schaden? Tatsache ist: Politiker, die man mit heruntergelassener Hose erwischt hat, erleiden heute selten berufliche Nachteile. Christophe

Darbella dürfte nach seiner öffentlichen Beichte bei den Staatsratswahlen im Frühjahr 2017 in die Walliser Regierung gewählt werden. Der Grüne Geri Müller musste zwar nach der Selfie-Affäre als Nationalrat auf Druck seiner Parteifreunde zurücktreten, aber als Stadttammann von Baden ist er weiter im Amt. Der Berner Stadtpräsident Alexander Tschäppät, über den die Medien schon haarsträubende Geschichten verbreitet haben, schaffte seine Wiederwahl in die Berner Stadtregierung und auch in den Nationalrat jeweils ohne gröbere Probleme. Auch vage Anspielungen auf angebliche Liebesaffären von Bundesratskandidatinnen, etwa im Vorfeld der Wahlen von Micheline Calmy-Rey (SP) und Doris Leuthard (CVP), blieben wirkungslos.

Keine Regel ohne Ausnahme: Der langjährige FDP-Präsident Franz Steinegger wurde 1989 nicht Bundesrat, weil er mit seiner Partnerin unverheiratet zusammenlebte. Beim geschiedenen Moritz Leuenberger war das 1995 bereits kein Problem mehr. Der späteren SP-Präsidentin Christiane Brunner wurde bei ihrer Kandidatur für den Bundesrat 1993 eine Schlammschlacht ihrer Gegner zum Verhängnis, die der Politikerin ein nie bewiesenes ausschweifendes Sexleben vorwarfen. Das waren – mit Donald Trump – helvetische Herrengarderobesprache.

Keine Regel ohne Ausnahme: Der langjährige FDP-Präsident Franz Steinegger wurde 1989 nicht Bundesrat, weil er mit seiner Partnerin unverheiratet zusammenlebte. Beim geschiedenen Moritz Leuenberger war das 1995 bereits kein Problem mehr. Der späteren SP-Präsidentin Christiane Brunner wurde bei ihrer Kandidatur für den Bundesrat 1993 eine Schlammschlacht ihrer Gegner zum Verhängnis, die der Politikerin ein nie bewiesenes ausschweifendes Sexleben vorwarfen. Das waren – mit Donald Trump – helvetische Herrengarderobesprache.

FÜR IT-SPEZIALISTEN, DIE «UP TO DATE» SIND

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

itjobs.CH
KARRIERE AUF SICHER

WWW.ITJOBS.CH

Bekenntnisse eines Unanständigen

Von Alex Baur — Die Debatte um angebliche oder tatsächliche Belästigungen ist verlogen. Es wird nicht zu viel, sondern zu wenig gebalzt im Land, die feministische Gleichmacherei vergiftet unser Leben. Dass die Grenze auch mal überschritten wird, ist peinlich für beide Seiten, aber halb so schlimm.

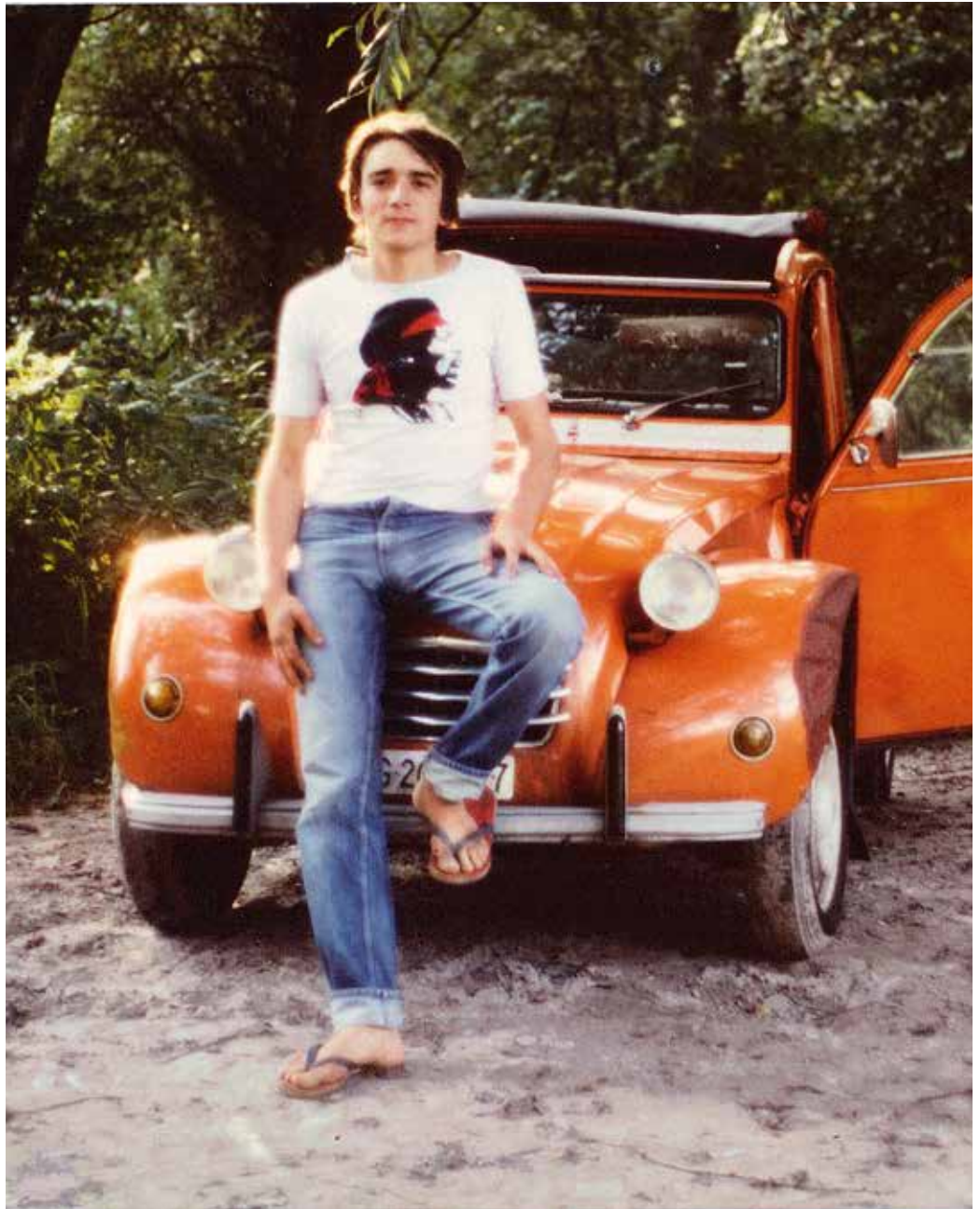
Es ist ja nicht so, dass ich mich nun unbedingt auch noch als Unhold in Verruf bringen möchte. Doch nach all den Heucheleien, Diffamierungen und Gemeinplätzen, die ich im Zuge der Debatte zum Thema sexuelle Übergriffe erduldet habe, komme ich nicht umhin, ein Geständnis abzulegen: Ich zähle mich zu jenen Schwerenötern, über die in den vergangenen Wochen so viel gelästert worden ist. Jawohl, auch ich habe Frauen belästigt, und das nicht zu knapp. Nicht, dass ich sonderlich stolz darauf wäre, aber eigentlich bereue ich nur jene Avancen, die ich nicht gewagt habe.

Das Ganze fing an mit dem «Weissen Hai». Es muss an einem Mittwochnachmittag gewesen sein, der Film war eben in den Kinos angelaufen. Cecile, ein Schulgspänli, sass neben mir. Der «Weisse Hai» interessierte mich kaum, meine ganze Aufmerksamkeit galt Cecile. Wir beide waren knapp vierzehn Jahre jung. Ich war heillos verliebt, Cecile raubte mir den Schlaf, bei ihrem Anblick stockte mir der Atem. Wochenlang hatte ich den den Kinobesuch geplant, und ich war wild entschlossen: Im Schutz der Dunkelheit würde ich über Cecile herfallen und sie küssen.

Naivität und Verklemmtheit

Es kam nicht dazu. Zitternd und mit staubtrockenem Mund wartete ich den richtigen Augenblick ab, der einfach nie kommen wollte. Mein fleischliches Verlangen war mächtig, die Selbstzweifel und die Scham waren übermächtig. Lediglich während einer Schockszene – dort, wo ein Taucher unverhofft auf einen Totenschädel stösst – fanden sich unsere Hände, für einen Augenblick krallten sie sich heftig ineinander. Wir erschrakten beide so sehr, dass wir sie so schnell zurückzogen, wie sie ineinander gefahren waren. Nach der Vorstellung fuhren wir wortlos mit dem Zug in unser Dorf zurück, ohne uns auch nur in die Augen zu schauen.

Drei Jahrzehnte später traf ich Cecile an einer Klassenzusammenkunft. Ich sprach sie auf den «Weissen Hai» an, und sie wusste sofort, was ich meinte. Cecile gestand, dass auch sie damals verliebt gewesen sei, auch sie habe im Kino auf den erlösenden Kuss gewartet, der einfach nie gekommen sei. Beide lachten wir herzlich über unsere Naivität und Verklemmtheit, wobei wir uns auch einig waren: Es wäre an mir gelegen, den ersten Schritt zu tun. Wir haben uns noch ein wenig ausgemalt, wie es wohl gewesen wäre, wenn ich den ge-



Südlich des Rio Grande: Autor Baur, 1980.

planten Überfall gewagt hätte. Es war nicht mehr als ein vergnügliches Gedankenspiel. Die Geschichte lässt sich nicht zurückdrehen.

Unerfüllte Leidenschaften wie jene zu Cecile hat es einige gegeben in meiner Jugend. Die Hemmungen vor dem vielleicht unerwünschten Übergriff waren gross. Ich war ein Spätzünder, es mangelte mir an Selbstvertrauen und an Wissen um die Rituale, die geheimen Codes, die Paare zusammenführen. Ich lernte zwar schnell dazu, zumal es das einzige Thema war, das mich als Teenager fortan wirklich interessierte. Bei

allen Fachkenntnissen und aller Fertigkeit, die ich mir über die Jahre aneignete, ist aber stets eine grosse Ungewissheit geblieben.

Jede Avance gegenüber einer Frau ist ein Wagnis, ein Abenteuer mit unsicherem Ausgang – ein Übergriff eben, der auch im übertragenen Sinne in die Hosen gehen kann. Zwischen kühner Galanterie und primitiver Anmache, zwischen zärtlicher Erwidern und wütender Abfuhr liegt ein schmaler, rasiermesserscharfer Grat mit bisweilen existenzieller Verletzungsgefahr. Und zwar für beide Seiten. Sollen wir

deshalb darauf verzichten? Nur noch schriftlich miteinander verkehren?

In jungen Jahren verbrachte ich auch einige Jahre in Südamerika, wo ich meine privaten Gender-Studien massiv ausbauen konnte. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ist südlich des Rio Grande viel unverkrampfter als bei uns. Das macht es zwar nicht nur einfacher. Einiges ist auch komplizierter. Doch wenigstens sind die Rollen klar verteilt: «El hombre propone, la mujer dispone» – der Mann schlägt vor, die Frau entscheidet. Es ist wie beim letzten Schokoriegel: Der eine teilt, der andere darf wählen. Eine gerechtere Methode der Einigung gibt es nicht.

Südamerikanerinnen wollen grundsätzlich erobert werden. Ob sie das im konkreten Fall aber auch wirklich wollen, muss man aber erst herausfinden. Und das ist eine verzwickte Angelegenheit. Es gibt zwar entsprechende Signale und Codes, doch diese sind in aller Regel diffus und mehrdeutig. Ob der Macho ihre Ansprüche zu erfüllen vermag, muss sich ja erst weisen. Ein Nein ist also nicht unbedingt ein Nein, es kann auch bedeuten, dass man sich gefälligst etwas mehr anstrengen soll. Der Weg von einem Ja bis ins Bett kann andererseits viel weiter und beschwerlicher sein. Man weiss es nie genau.

Latinos sind bekanntlich *machistas*, die Latinas erst recht – diese provozieren ihre Gockel ständig zu Höchstleistungen. Wer nicht ein Mindestmass an Verwegenheit, Schlagfertigkeit und Angriffslust an den Tag legt, wird einsam durchs Leben gehen. Von der Wiege auf trimmen die Mütter ihre Söhne auf die Rolle des *conquistador*. Die Töchter unterrichten sie derweil in der Kunst des Sich-rar-und-begehrt-Machens und, ebenso wichtig, der Selbstverteidigung. Wer provoziert, muss mit Angriff rechnen. Es liegt an den Frauen, die Kontrolle zu wahren. Schliesslich entscheiden sie am Schluss.

Die allgegenwärtigen Tanzbühnen sind die heiligen Tempel der Paarung. Es sind befreite Zonen, in denen unter den Augen der Allgemeinheit fast jede Anmache erlaubt ist. Hemmungslos bringen die Mädchen ihre Reize und Rundungen zur Geltung. Reifere Damen deuten mit diskreterem, aber umso raffinierterem Hüftschwung an, dass sie sich in den veruchten Feinheiten der Wollust auskennen, von denen die jungen Dinger keine Ahnung haben. Für die Männer ist es einfacher. Sie stellen allem nach, was einen Busen hat, brauchen nur ihre Virilität zu demonstrieren.

Küsse werden geraubt

Ob und wie es nach dem Tanz weitergeht, ist eine ganz andere Frage. Jeder weiss: Es ist nur ein Spiel mit Täuschungsmanövern, Provokationen, falschen Fährten und leeren Versprechen – aber es könnte jederzeit ernst werden. So einfach, wie es scheint, ist es selten. Klar ist: Küsse werden nicht verschenkt, sie werden geraubt. Das Überwinden von Widerständen ist

ein Teil des Lebens- und Liebesspiels. Wer keine entrüstete Rückweisung, allenfalls gar eine saftige Ohrfeige wagt, wird auch nie eine zarte oder auch leidenschaftliche Erwidernung kriegen.

Hoch oben in den peruanischen Anden, weit-ab der modernen Zivilisation, sind die Spielregeln einiges rustikaler. Bei den Quechua-Indianern ist der Brautraub, *tumbaykichu* in ihrer Sprache, noch gang und gäbe. Kommt ein Mädchen ins zeugungsfähige Alter, wird es von den Burschen geneckt und bedrängt. Zeigt sich

Die Dauerkampagne gegen sexuelle Belästigungen ist in Wahrheit eine Art soziale Kastration.

die junge Frau gleichgültig, lassen sie bald wieder von ihr ab; weist sie aber einen Burschen zurück, vertreibt sie ihn vielleicht gar mit Fäusten und Steinen, signalisiert die Dame Interesse. Und wenn sie die Zeit für reif hält, wird sie allein mit ein paar Lamas oder Alpakas auf eine ferne Weide ziehen. Der Bursche wird ihr folgen – und sich über sie herwerfen. Dafür muss er kräftig sein, denn Quechua-Frauen wissen sich zu wehren. Erst wenn er sie bezwungen hat, wird sie bei ihm einziehen. Es folgt der *servinacuy*, eine Art Ehe auf Probe. Harmonieren die beiden, werden sie heiraten, wenn nicht, kehrt sie zu ihrer Familie heim – und wartet auf den nächsten *tumbaykichu*.

Gewiss, auch in Peru finden die eher barocken Städter den brachialen Brautraub primitiv. Nicht jede indianische Tradition ist automatisch nachahmenswert. In der peruanischen Rechtspraxis wird die Vergewaltigung toleriert, sofern eine feste Beziehung daraus resultiert (ansonsten sind die Strafen markant härter als bei uns üblich). Daraus auf eine historische Unterdrückung der Frau zu schliessen, wäre aber auf jeden Fall grundfalsch.

Gerade bei den Quechuas haben die Frauen eine ausgesprochen starke Stellung, auch im öffentlichen Leben. Schon beim Aufstand von Tupac Amaru gegen die Spanier im 18. Jahrhundert hat die Mestizin Micaela Bastidas Puyucagua ein stattliches Heer angeführt. In Südamerika habe ich Polizistinnen, Spitzenpolitikerinnen und Managerinnen gesehen, lange bevor es bei uns solche gab. Gleichstellung, Frauenquoten und Quotenfrauen sind trotzdem bis heute schlicht kein Thema.

Auch in Südamerika sind Frauen in Machtpositionen nach wie vor in der Minderheit. Doch keinem würde es einfallen, daraus ein Politikum zu machen. Entscheidend ist, dass eine Frau die Möglichkeit hat – ob sie diese auch wahrnimmt, ist ihre Privatsache. Erst recht kein Thema ist die sogenannte Gleichstellung der Geschlechter, wie sie in der nördlichen Hemisphäre mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln vorangetrieben wird.

Ich glaube nicht, dass die Europäer grundsätzlich anders sind als die Südamerikaner. Die Codes und Spielregeln mögen unterschiedlich sein, das Prinzip ist weltweit dasselbe. Es liegt in der Natur der Menschen. Nach meinen Erfahrungen mögen auch die meisten Schweizerinnen keine Waschlappen, auch sie wollen umworben und erobert werden. Sie stehen nur nicht mehr so offen dazu. Weil das ungehörig wäre. Die unsägliche Gleichmacherei, die dem Volk seit Jahren über alle Propagandakanäle eingepeitscht wird, hat die Beziehung zwischen den Geschlechtern schleichend vergiftet.

Moralische Erpressung

Wie fad und lustlos ist doch das Leben ohne die knisternde Spannung zwischen den Geschlechtern. Was ist denn falsch an den verschiedenen Rollen von Frau und Mann? Wie langweilig und trostlos ist doch eine Welt, in der alle gleich sind. Bei den Amöben gibt es nur ein Geschlecht. Sie standen am Anfang, nicht am Ende der Evolution. Unser Problem ist nicht, dass zu viel geflirtet und angebaggert wird, sondern zu wenig. Auf das Risiko hin, dass mal einer einen Schritt zu weit geht.

Der feministische Aufschrei der letzten Wochen über vermeintliche oder tatsächliche sexuelle Belästigungen wird getragen von der Lust- und Lebensfeindlichkeit der Gleichmacher. Ich zweifle nicht daran, dass die meisten Frauen schon unverschämte, beleidigende oder auch verletzende Avancen und Zudringlichkeiten erlebt haben. Ebenso viele Männer haben in ihrem Leben schon schmachvolle und hochnotpeinliche Abfahren einstecken müssen, weil sie zu weit gegangen sind, vielleicht in grandioser Selbstverblendung ein Signal falsch gedeutet haben, vielleicht sogar blind insistierten, wo längst alles hoffnungslos verloren war. Ist das wirklich schlimm? Sind unsere Frauen so schwach und hilflos, dass sie einen ungestümen Don Juan nicht aus eigener Kraft in die Schranken weisen könnten? Ich glaube, nicht.

Für Radikalfeministen ist der sexuelle Akt per se ein Übergriff. Die seit Jahrzehnten anhaltende Dauerkampagne gegen sexuelle Belästigungen ist in Wahrheit eine Anklage gegen den Mann an sich, eine Art soziale Kastration. Schuldgefühle werden den Buben von klein auf systematisch eingetrichtert. Und wie bei jeder Kollektivschuld geht es letztlich nur um Macht und Privilegien.

Die meisten Menschen in diesem Land, Frauen wie Männer, haben das erkannt. Ihnen geht die aufoktroierte Gleichmacherei am Allerwertesten vorbei. Sie wollen den unseligen Geschlechterkrieg nicht, der ihr Leben nicht fröhlicher macht. Und trotzdem wagt kaum einer, laut zu opponieren. Wer mag schon einen sexuellen Übergriff rechtfertigen. Moralische Erpressung nennt sich dieser hinterhältige Mechanismus. Männer und Frauen sollten sich gemeinsam dagegen wehren. ○



VIP-Gala-Vorstellung

Conelli 2016 – «Just Amazing»

Erleben Sie die legendäre Gala-Vorstellung des original Schweizer Weihnachtscircus Conelli am 5. Dezember mit exklusivem 4-Gang-Menü und einem privaten Manegen-Apéro.

Advent, Advent! Was wäre Zürich ohne die Weihnachtsbeleuchtung an der Bahnhofstrasse und ohne das romantisch funkelnde Conelli-Zelt auf dem Bauschänzli? Geboten wird auch dieses Jahr das Beste, was es auf der Welt zurzeit zu sehen gibt.

Das neue Programm «Just Amazing» verzaubert das Publikum mit einem einmaligen Show-Feuerwerk aus Top-Akrobatik, Poesie, herzhafter Komik und musikalischen Leckerbissen. Eine Weltpremiere ist der noch nie zuvor präsentierte Vierfachsalto am russischen Barren. Und ein letztes Mal gibt sich Charly Borra die Ehre, der ungekrönte König der Taschendiebe.

Vom 17. November bis 31. Dezember 2016 auf dem Bauschänzli, Stadthausquai beim Bürkliplatz, Zürich. Täglich zwei Vorstellungen.



Weltwoche-Spezialangebot

Montag, 5. Dezember 2016:
Gala-Abend «Just Amazing» mit exquisitem 4-Gang-Menü.

VIP-Manegen-Apéro um 17.30 Uhr

Leistungen:

- Apéro mit Perrier-Jouët-Champagner
- Fingerfood von Candrian Catering
- Gala-Vorstellung mit 4-Gang-Menü
- Gästegarderobe

Bedingungen:

Dieses Angebot gilt nur für Weltwoche-Abonnenten. Bitte Kundennummer angeben.

Kosten:

Fr. 239.– pro Person, exkl. Getränke

Reservation:

Tel. 079 407 45 65 oder office@circus-conelli.ch
(Vorverkauf Circus-Vorstellungen ohne Essen:
Tel. 044 212 33 33)

Veranstalter:

Circus Conelli, Conny-Land AG
8564 Lipperswil
www.weltwoche.ch/platinclub
www.circus-conelli.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Leuthards Doppelspiel

Von Silvio Borner — Ende November stimmen wir über die radikale Atomausstiegsinitiative ab. Parallel dazu soll ein Referendum zur Energiestrategie gelingen – eine komplizierte Übungsanlage.

Über die Problematik von Volksinitiativen ist schon viel geschrieben worden: Was darf darin stehen, oder wer darf sie lancieren? Wie sollen Bundesrat und Parlament darauf reagieren? Bis vor kurzem wurden Initiativen vom Volk grossmehrheitlich abgelehnt, zeigten aber trotzdem Wirkung. Warum? Weil man mit einem Gegenvorschlag die Initiative aushebeln konnte, sei es, indem die Initianten diese zurückzogen, oder sei es, dass bei der gleichzeitigen Abstimmung über Initiative und Gegenvorschlag Letzterer obsiegte.

Dabei gilt es zu beachten, dass man bis 1987 zweimal mit Nein stimmen konnte, aber nicht zweimal mit Ja, was natürlich die Chancen der Initiative schwächte. War das eine fiese Einschränkung der Willensäusserung oder eine weise Absicherung? Es war Letzteres und logisch konsequent. Ein Gegenvorschlag ist ja eine echte Alternative und nicht ein Sowohl-als-auch. Wer war schon einmal in einer Sitzung, in der man einen Vorschlag und seine Alternative bejahen konnte? Das richtige Vorgehen wäre doch, vorweg zu fragen: «Wollt ihr diese Regelung ändern? Wenn ja, wollt ihr diese oder jene Lösung?» Zu beidem ja sagen macht keinen Sinn. Es geht um den Status quo oder die eine oder andere Alternative.

Ein ganz neues Dilemma ist die Energiewende mit dem Atomausstieg als Auslöser. Nach Fukushima lancierten die Grünen eine radikale Ausstiegsinitiative mit einer Laufzeitbeschränkung aller Kernkraftwerke auf 45 Jahre, über die Ende November abgestimmt wird. Gleichzeitig haben jedoch auch unmittelbar nach Fukushima die vier Bundesrätinnen unter der Führung von Doris Leuthard (CVP) eine Wende eingeleitet, die ebenfalls ein AKW-Verbot als zentralen Angelpunkt aufweist. Weil wir keine Stromproduktion aus fossilen Energiequellen haben beziehungsweise haben wollen, müssen Wasser-, Wind- und Solarkraft gefördert werden – koste es, was es wolle. Ende September hat das Parlament dem ersten Umsetzungspaket der Energiestrategie 2050 zugestimmt, obwohl es gar keine Strategie ist, sondern eine unheilvolle Mischung aus weichem Wunschdenken und harter Subventionsjagd.

Demokratisch stossend ist hier die zeitliche Abfolge und Überlappung der Referendumsfrist mit der Abstimmung von Ende Novem-

ber: Dass wir zuerst über die extreme Atomausstiegsinitiative abstimmen, kann man akzeptieren, obwohl der Parlamentsbeschluss als offizieller Gegenvorschlag auf Verfassungsstufe ehrlicher gewesen wäre. Der Wähler hätte dann über beides gleichzeitig befinden und die Gegner hätten ihre Kräfte für ein doppeltes Nein bündeln können. Jetzt muss aber das Referendum gegen die Parlamentsvorlage vor der Abstimmung über die Initiative lanciert werden, weil sonst die Zeit zu knapp würde.

Manöver von oben

Das gibt Doris Leuthard und Co. die Chance, ein übles Doppelspiel zu inszenieren. Man lehnt die Initiative mit Verweis auf die Strategie 2050 vehement ab und nimmt so dem Volk die Option, ja oder nein zum Technologieverbot an sich zu sagen. Es gibt nur die zeitlich gestaffelte Wahl zwischen einem schnellen und einem späteren Ausstieg mit Nuklear-Verbot. Weil die Initiative so schädlich wäre, konzentrieren sich alle grossen bürgerlichen Parteien und Wirtschaftsverbände (ausser SVP und Swissem) auf die Initiative, was das Referendum entsprechend schwächt.

Das Schlimmste wäre mit einem Nein bei der November-Abstimmung ja abgewehrt. Oder doch nicht? Die Energiestrategie ist so falsch, dass nicht einmal ihr Gegenteil richtig ist. Wer sich als Gegner der Wende nicht über den Inhalt Gedanken macht, sondern strategisch denkt, müsste eigentlich die Initiative befürworten. Würde sie nämlich angenommen, würde das ganze «Erneuerbare-Wunschkonzert» jäh abstürzen. Man müsste schon am Tag danach gasbetriebene Wärmekraftanlagen planen.

Wird die Initiative jedoch abgelehnt, kann man dank der Grundversorgung durch AKW die Traumwelt von Wind- und Sonnenenergie weiterpflegen und die Subventionen weiter sprudeln lassen. Die für das Energiedesaster Verantwortlichen wären dann längst von der Bühne abgetreten und könnten das teure Chaos den Nachfolgern hinterlassen. Eine saubere Lösung wäre ohnehin eine frühe obligatorische Verfassungsabstimmung gewesen. Was wir jetzt vor uns haben, ist ein hinterhältiger Versuch, den Volkswillen durch ein taktisches Manöver von oben zu manipulieren.



Jetzt bewerben!

Von Henryk M. Broder — Dringend gesucht: der neue Bundespräsident.



Falls Sie auf Jobsuche sind, möchte ich auf eine Vakanz aufmerksam machen. Der amtierende deutsche Bundespräsident, Joachim Gauck, mag nicht mehr. Obwohl im Volk beliebt und parteiübergreifend geschätzt, will er für eine zweite Amtszeit nicht antreten. Er meint, fünf Jahre seien genug. Diese Haltung macht ihm alle Ehre.

Bereits am 12. Februar 2017 soll Gaucks Nachfolger von der Bundesversammlung gewählt werden. Der Vorsitzende der SPD, Sigmar Gabriel, hat die protestantische Theologin Margot Kässmann ins Gespräch gebracht, die sehr grundsätzliche moralische Positionen vertritt. Sie glaubt nicht an einen «gerechten Krieg», lieber möchte sie «mit den Taliban» beten, die seien auch «Gottes Ebenbild, wenn auch in einer verzerrten Version». Es dauerte nur Stunden, bis Frau Kässmann bekanntgab, sie stehe für das Amt nicht zur Verfügung. Dann erklärte Gabriel in einem Interview mit der *Bild*-Zeitung seinen Parteifreund und amtierenden Aussenminister, Frank-Walter Steinmeier, zum perfekten Kandidaten, «der unser Land repräsentieren kann, aber auch die Herausforderungen unserer Zeit kennt und Antworten darauf hat». Damit ist auch Steinmeier vorzeitig «verbrannt». Der Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Andreas Voßkuhle, dem das Amt bereits vor fünf Jahren angetragen worden war, bekundete schon vorher sein Desinteresse, ebenso der Präsident des Bundestages, Norbert Lammert, der sich aus der Politik verabschieden möchte.

Der Einzige, der bis jetzt «Ja!» gesagt hat, ist der ehemalige «TV-Richter Alexander Hold», den die Freien Wähler nominiert haben, die er im Stadtrat von Kempten/Allgäu und im Bezirkstag von Schwaben vertritt. Er sei «ein Glücksfall für unser Land», der sich «über alle Parteigrenzen hinweg einen hervorragenden Ruf erworben» habe, hiess es in einer Erklärung der Freien Wähler, gerade in Zeiten wie diesen bringe «ein Richter und Kommunalpolitiker wichtige Voraussetzungen für unser höchstes Staatsamt mit».

Noch ist die Wahl nicht gelaufen. Denn die Freien Wähler verfügen nur über etwa ein Dutzend der 1240 Sitze in der Bundesversammlung, die den Bundespräsidenten wählt. Nutzen Sie die Gelegenheit! Bewerben Sie sich!

Doppelter Vorsilben-Liberalismus

Von Christoph Mörgeli

NZZ-Chefredaktor Eric Gujer plädiert für einen «neuen Neoliberalismus». Vorsilbenliberale sind unliberal. Doppelte Vorsilben-Liberale sind doppelt unliberal. In einem Leitartikel tadelte Gujer «Protektionismus und Abschottung». Dabei verdankt er seinen NZZ-Chefposten einzig dem redaktionellen Protektionismus und der internen Abschottung gegen den «Eindringling» Markus Somm. Und mehr Abschottung als beim NZZ-Gesinnungsaktionariat ist unmöglich. Der neu-neoliberale Gujer definiert den Liberalismus an der EU-Fehlkonstruktion des Sozialisten Jacques Delors, nämlich den «vier Freiheiten als ein zusammengehöriges Ganzes».

«Daher darf die Personenfreizügigkeit nicht in Frage gestellt werden», meint Chefredaktor Gujer im schnarrenden Befehlston eines helvetischen Diktators. Frecherweise haben Volk und Stände entgegen dieser strikten NZZ-Order die Personenfreizügigkeit dennoch in Frage gestellt. Der Nationalrat habe «klug und mutig» gehandelt, indem er sich der Verfassung und dem Volkswillen verweigerte – so die frühere Vordenkerin NZZ im geistigen Windschatten des Etatisten Fluri und des Sozialisten Levrat. Und dies, nachdem sie zuvor keine einzige Idee zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative entwickelt hat.

«Wenn die SVP den Volkswillen verletzt sieht, sollte sie eine Durchsetzungsinitiative lancieren, statt zu stänkern», stänkert Gujer. Was fällt der SVP überhaupt ein, bei der Abstimmung gesiegt zu haben. Sie soll sich gefälligst rechtfertigen und noch einmal von vorne anfangen! Ausgerechnet der NZZ-Chef fordert jetzt eine zweite SVP-Durchsetzungsinitiative, nachdem sich sein Blatt gegen die erste beinahe totgeschrieben hat. Gujer selber meinte zur Durchsetzungsinitiative: «Sie ist schlimmer als ein Fehler, sie ist eine Torheit.» Nun verkauft er seine Torheiten von gestern als politische Ratschläge von heute.

Wenn es in den vergangenen Jahren wirklich um den Liberalismus ging, etwa beim Kampf gegen die zunehmenden Steuern, Abgaben und Gebühren, hat die NZZ meistens den staatlichen Raubzug unterstützt. Im Wahlherbst 2015 empfahl Chefredaktor Eric Gujer seinen Lesern den freisinnigen Stimmzettel: ein parteipolitisch-unjournalistischer Rückfall in die frühen neunziger Jahre. Heute führt die FDP die NZZ. Und das kommt ungefähr gleich schlecht, wie wenn es umgekehrt wäre.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Preishammer aus dem Wallis

Von Peter Bodenmann — Gelingt Saas Fee im Alleingang eine weisse Revolution?



Erster Ausbruch: Ferienziel Saas Fee.

Es gibt mehr Skifahrer in der Schweiz denn je. Aber sie fahren immer weniger Ski. Immer weniger wollen oder können es sich leisten. Schweizer Ferienorte sind historisch gewachsene Konglomerate. In Beton gegossene und mit Holz verkleidete Zeugen vergangener Zeiten.

Fakt 1: Die Investitionen in alpine Zweitwohnungen sind pro Ferienort frankenmässig durchschnittlich sechs- bis siebenmal höher als die Investitionen in die Bergbahnen. — **Fakt 2:** Zweitwohnungen werden laufend unattraktiver. Wer sein Chalet verkaufen will, findet immer seltener einen Käufer. Auch weil ausländische Steuerbehörden immer genauer hinschauen, hinschauen können. Nächstens dank dem automatischen Informationsaustausch. Franz Weber trägt wenig Schuld am Erlahmen der Investitionen. — **Fakt 3:** In Ferienorten ohne funktionierende Bergbahnen halbieren sich absehbar die Verkaufspreise von Zweitwohnungen durchschnittlich noch einmal. — **Fakt 4:** Hotels sind keine Alternative, weil die Schweiz nichts macht für bessere Rahmenbedingungen. Denken wir nur an die doppelt so hohen Preise für landwirtschaftliche Produkte. Die indirekten Subventionen der Hoteliers an die Bauern sind inzwischen höher als die Erträge der Hotels. Deshalb beschleunigt sich das Hotelsterben.

Man könnte und müsste die Spielregeln ändern, um die Schweizer Ferienorte neu wie Ressorts zu betreiben. Denn nur eine höhere

Auslastung, nur mehr Wanderer, Biker und Skifahrer können sinkende Preise mit sich bringen. Und so die Nachfrage stimulieren.

Der einzig sinnvolle Ansatz: Pro durchschnittlich dreissig Quadratmeter Bruttogeschossfläche müssen Besitzer von Chalets und Hotels ein frei übertragbares Generalabonnement übernehmen. Die Summe der so erzielten Einnahmen deckt die Ausgaben. In schwachen Zeiten tendieren die Kosten pro Tageskarte gegen null. Parallel dazu würden die Eigentümer des Alpenbetons Eigentümer der Bergbahnen. Und würden über deren Abbau, Umbau oder Ausbau bestimmen. Direktdemokratisch. Weil Schweiz Tourismus weiter pennt, würden Booking.com, Airbnb und andere die Vermarktung von Ferien samt Bergbahnen übernehmen. Der Nachteil der Schweiz – der hohe Anteil an Zweitwohnungen vieler unterschiedlicher Besitzer – würde über Nacht im interalpinen Wettbewerb zum Vorteil.

Die Bergbahnen von Saas Fee versuchen einen ersten Ausbruch aus der heutigen Abwärtsspirale. Für 211 bis 221 Franken können Skifahrende ein Saisonabonnement kaufen. Vorausgesetzt, 100 000 Freunde des Skisports buchen bis zum 27. November 2016 ein solches Abo.

Wenn Saas Fee mit der Aktion Erfolg hat, wird sich im Alpenraum innert eines Jahres alles verändern. Wenn nicht, dauert alles noch etwas.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Je kritischer, desto besser

Von Kurt W. Zimmermann — Syriens Präsident Assad ist der grösste Medienprofi der Weltpolitik – neu mit Schweizer Beteiligung.

Im Jahr 2015 bekam die britische BBC ein Interview mit Syriens Präsident Baschar al-Assad. Die BBC schickte den Journalisten Jeremy Bowen zum Gespräch, einen ihrer harten Jungs.

Bowen wollte es besonders gut machen. Als erste Frage ging er gleich anklagend aufs Ganze: «Has Syria become a failed state?»

Assad verzog keine Miene und antwortete wie ein geduldiger Lehrer, der einen frechen Schüler unterweist. Er liebte die kritische Frage.

Letzte Woche war das Schweizer Fernsehen dran. Diesmal wurde «Rundschau»-Journalist Sandro Brotz von Assad zum Interview zugelassen. Auch Brotz wollte es besonders gut machen. Er hielt Assad das Bild eines verletzten Kindes anklagend unter die Nase.

Assad verzog keine Miene und antwortete wie ein geduldiger Lehrer, der einen frechen Schüler unterweist. Er liebte die kritische Frage.

Nach dem Interview feierte sich «Rundschau»-Mann Brotz als grossen Kampffournalisten. So aggressive Fragen, wie er gestellt habe, sei sich Assad «wohl nicht gewohnt».

Das war eine reichlich naive Einschätzung des Medienprofis aus Syrien. Assad ist aggressive Fragen mehr als gewohnt. Er will nichts anderes. Er liebt nichts mehr als sogenannte kritische Journalisten. Je frontaler sie ihn angehen, umso besser.

Assad hat eine ultramoderne Medienstrategie entwickelt, die für westliche Journalisten ebenso ungewohnt wie

faszinierend ist. Er erwartet von den Medien nicht Propaganda, er erwartet Konfrontation. Damit unterscheidet er sich diametral von Staatschefs wie Wladimir Putin oder François Hollande, die sich bei Interviews lieber harmlose Steigbügelhalter wünschen.

Assad, beraten von PR-Spezialisten aus dem Westen, hat den wichtigsten Mechanismus des Medienbusiness begriffen wie kaum ein anderer. Er weiss, dass seine Glaubwürdigkeit umso höher steigt, je härter und skeptischer die Journalisten ihn befragen.

Sein bester Trick dabei ist sein Verzicht auf Kontrolle. Wenn sich seine Interviewpartner

jeweils erkundigen, ob sie ihre Fragen vorher schriftlich einreichen sollten, winkt er nonchalant ab. Nein, solche Vorzensur sei nicht nötig, sagt Assad jeweils.

Für heutige Journalisten ist diese lockere Haltung völlig ungewohnt. Sie müssen sonst jedem Manager, jedem Amtsvorsteher und jedem Politiker die Interviewfragen schon Tage im Voraus schicken, damit die sich mit ihren Kommunikationsberatern auf jeden Nebensatz minutiös vorbereiten können.

Bei Assad hingegen darf jeder fragen, was ihm gerade einfällt. Mit diesem offenen Stil ist er zum Superstar der Journalisten aufgerückt. Stapel von Interviewanfragen liegen auf seinem Tisch. Assad mag ein Kriegsverbrecher sein, aber journalistisch ist er ein Leckerbissen.

Assad gibt denn auch Interviews en masse. Auf Seiten der gedruckten Medien etwa war er im *Paris Match*, im *Expressen*, in der *Prawda* und im *Foreign Affairs*.

Am meisten aber schätzt Assad eine ganz spezielle Mediengattung. Neben dem SRF-Fernsehen redete er zuletzt mit Sendern



Hohe Glaubwürdigkeit: Assad (l.), Brotz.

wie ARD, BBC, SBS, NPO, CT24, RAI und PBS. Das sind alles öffentlich-rechtliche Sender, neben jenem aus der Schweiz solche aus Deutschland, Grossbritannien, Australien, den Niederlanden, Tschechien, Italien und den USA. Sogar in den USA gab Assad dem Service-public-Kanal PBS ein Interview. Der hat zwar fast keine Zuschauer, aber eine hohe Glaubwürdigkeit.

Assads Kommunikationsstrategie hat damit eine gewisse Ironie. Seine erfolgreichste PR-Plattform sind die kritischen Journalisten des Service public. Der Mann hat das Wertesystem der Medien perfekt begriffen.

Selbstzerstörer

Von Beatrice Schlag — Politiker und die Tretmine Narzissmus.

Gemeint ist nicht Donald Trump, über den die Meinungen längst gemacht sind. Ausser bei Millionen von amerikanischen Wählern, die noch immer zögern, ob sie Hillary Clinton oder dem Republikaner ihre Stimme geben sollen. Offenbar wird das Hirn zum Flatterhuhn, wenn in Herz oder Bauch – oder wo immer man Emotionen ansiedelt – mangels Begeisterung für die eine oder den anderen Funkstille herrscht. Jedenfalls, hier ist die Rede von Anthony Weiner. Der ehemalige demokratische Kongressabgeordnete hat mit dem Wahlkampf nichts zu tun und ist trotzdem zurzeit in den USA ein Thema. Denn am vergangenen Samstag lief auf dem Privatsender Showtime der Dokumentarfilm «Weiner» an, der auch am Zürcher Filmfestival gezeigt wurde. Wenige Wochen zuvor hatte Weiners Ehefrau Huma Abedin, seit zwanzig Jahren enge Mitarbeiterin von Hillary Clinton, die Trennung eingereicht. Die sehr prominente und sehr schöne Frau, die Weiner beide Male zur Seite stand, als seine politische Karriere wegen Sexting implodierte, packte die Koffer, als Ende August zum dritten Mal Selfies ihres Ehemanns in Unterhose mit sich deutlich abzeichnendem Penis im Internet auftauchten. Im Hintergrund der Bilder war ihr gemeinsamer Sohn Jordan, 4, zu sehen, offensichtlich schlafend.

Der fast unerträglich selbstsicher auftretende und aggressive Kongressabgeordnete galt als eines der grössten Polit-Talente der Demokraten. Ein Mann, mit Sachkenntnissen überfrachtet, der schlechter informierte Gegner lustvoll niedermachte. Die ersten peinlichen Sexbilder im Internet zwangen ihn zum Rücktritt aus dem Kongress. Er hatte keinen Ehebruch begangen, niemanden begrapscht, nur im Internet sexuell angeregte Gespräche mit Frauen geführt, die er nicht kannte. Huma Abedin stand neben ihm. Als er sich 2013 für das Bürgermeisteramt von New York bewarb, lag er in Umfragen an der Spitze, bis neue Sexting-Bilder bekannt wurden. Hier setzt der Dokumentarfilm ein. Er zeigt einen Mann, der nicht versteht, «warum Medien keine Nuancen kennen». Neben einer versteinerten Ehefrau erregt er sich über Bilder, die seinen kahler werdenden Hinterkopf zeigen. Er realisiert nicht, dass seine Karriere vorbei ist wegen etwas, was mit Politik nichts zu tun hat.



Einspruch

Clinton vs. Trump

Menschliches Mass
gegen einen Egomanen.
Von Christophe Pochon

Clinton gegen Trump: Das ist eine Kandidatin, die mit der Autorität des Präsidentenamtes im heiklen Washingtoner Machtgefüge sorgsam umzugehen wüsste, gegen einen Bewerber, der nach dem Prinzip des «starken Mannes» funktioniert – mit Personenkult, liebedienerischen Gefolgsleuten, absoluter Unterwerfung aller, hemmungsloser Demagogie und verordnetem uniformem Denken; das ist menschliches Mass gegen einen Egomanen, der kein Interesse an anderen und für anderes hat; das ist Urteilskraft aufgrund erworbener Bildung gegen den sogenannten gesunden Menschenverstand, der oftmals am Bierstisch zu Hause ist und bloss Impulsen, Trieben und schrankenlosem Hass gehorcht.

Clinton gegen Trump: Das bedeutet die Verteidigung der Demokratie mit ihrer Gewaltentrennung, die Gemeinschaft demokratischer Staaten gegen die Verbrüderung mit einem totalitären und auf Gewalt setzenden Tyrannen wie Wladimir Putin, dessen Hände blutbesudelt sind; das besagt feste Treue zum transatlantischen Verteidigungsbündnis, der Nato, einem Beistandspakt souveräner, ihm freiwillig beigetreter Mitglieder, gegen die Tendenz, Ostmitteleuropa und namentlich das Baltikum sich selbst und damit vermutlich dem russischen Nationalismus und Imperialismus zu überlassen; das ist das Bewusstsein für internationale Zusammenarbeit unter Beibehaltung einer nationalen Identität gegen die Internationale der Nationalisten, der eine gewisse Partei in der Schweiz ebenfalls angehört.

Clinton gegen Trump: Das heisst Krankenversicherung auch für die Ärmsten gegen Gesundheitsvorsorge ausschliesslich für die Superreichen und deren Mästung auf Kosten der Allgemeinheit; das sind offene, aber kontrollierte Grenzen gegen eine mitleidlose, unmenschliche Abschottung; das ist die Hoffnung auf eine Stärkung der demokratischen, liberalen und pluralistischen Mitte in Amerika – und damit auch in Europa – gegen die Furcht, es könnte zu einer Allianz zwischen Trump, Putin, Marine Le Pen, der AfD und anderen kommen, zusammen mit Linksextremen vereint in der Ablehnung des bewährten westlichen Erbes.

Christophe Pochon ist Journalist und ehemaliger Auslands- und Kulturredaktor des *Bieler Tagblatts*.

Leserbriefe

«Auch als Präsidentin wird sie nur nachplappern, was jemand anders ihr vorgibt.» Bettina Grob

Toleranz und Fehler

Nr. 42 – «Machtstreberin»;
Urs Gehriger über Hillary Clinton

Meiner Meinung nach ist diese Frau eine Soziopathin im eigentlichen Wortsinn. Ihr leeres Inneres überdeckt sie mit ihrer Fähigkeit, schnell zu lernen, und durch Abschauen und Nachleben. Sie ist gar nicht fähig, eigene Entscheidungen zu treffen, weil sie aus ihrem inneren Nichts keine Gefühlsregungen und auch kein Mitleid mit einbeziehen kann. Ihr fehlt jegliches Schuldbewusstsein. Sie kann ihren Mann gar nicht verlassen, weil er sowie andere aus dem nächsten Umkreis ihr aufzeigen, wie Familie geht. Ihr Narzissmus treibt sie an, nichts anderes. Auch als Präsidentin wird sie nur nachplappern, was jemand anders ihr vorgibt. Sie selbst hat nur ihren Körper; alles andere sind ihre Erfindungen.

Bettina Grob, Zuzikon

Wie es scheint, hat das amerikanische Volk die Machenschaften des Kriegstreibers Bush nicht mehr in Erinnerung. Ebenfalls nicht die Skandale von Hillary Clinton. Man muss daher annehmen, die Amerikaner seien lernresistent. Falls Clinton nun tatsächlich gewählt wird, kann ich nur sagen: Die Toleranz war grösser als die Fehler. Armin Grieder, Basel

Geflucht wird hintenherum

Nr. 42 – «Kassieren und schweigen»;
Hubert Mooser über den Schweiz-Tourismus-Direktor Jürg Schmid

Im Schweizer Tourismus fehlt es ganz einfach an Leadership. Die beiden Präsidenten (Jean-François Roth von Schweiz Tourismus, ein charmanter *beau parleur*, und der Freiburger Dominique de Buman vom Schweizer Tourismus-Verband, dem die Landwirtschaft nächststeht als der Tourismus) sind leider nicht in der Lage, diesen wichtigen Wirtschaftszweig in der Öffentlichkeit zu prägen. Beide müssten dringend ausgewechselt werden. Da kann natürlich ein Direktor (ver)walten und verdienen, was er will; jedes Jahr wird noch für rund eine Million Franken ein sogenannter Ferientag organisiert, an dem ihm von 98 Prozent der Touristiker des Landes zugejubelt wird. Also was soll's? Eine Führung von oben bis unten fehlt total, regionales, subregionales und branchenorientiertes Denken, wohin man schaut. Wo sind längerfristige Konzepte? Während früher immerhin eine informale Führung dank Vorbildfunktion und Charisma funktionierte, herrscht heute ein regelrechtes Chaos. Hintenherum wird viel geflucht. Aber



«Ihr Narzissmus treibt sie an»: Hillary Clinton.

wo wird in den entsprechenden Gremien auf den Tisch geklopft, liebe Touristiker? Die Landwirtschaftslobby im Bundeshaus freut sich ob so viel Freiraum.

Josef Zenhäusern, ehemaliger Kurdirektor von Leukerbad

«Studer spricht»

Nr. 42 – «Urknall der Redekunst»;
Wilfried Stroh über die Kunst der Rhetorik

Sie tun so, als sei griechische Rhetorik ein Gegenwartsthema. Dabei meinen Ihre Hintergedanken unser fades Parlament: Die, welche in Bern sprechen, sagen etwas, aber sie halten keine Reden. Als ich noch ein Mittelschüler war, gingen wir aus unseren Klassenzimmern hinüber in den Grossratssaal und haben zugeschaut. Es gab damals einen Herrn Studer im Rat. Dessen Auftritte waren nicht spontan, sie waren angekündigt. Man sagte: «Studer spricht», und wenn Studer sprach, war der Saal voll, und es war mäuschenstill, die Zeitungen waren unter dem Tisch, die Ratsplätze waren besetzt, alle, nicht nur die der beflissenen Damen, und für die Zuschauer auf den Tribünen wurde es eng. Unser aller Interesse ist nicht die Meinung des Redners gewesen, sondern es war die Rede an sich: die Einführung, die Darlegung und der Eklat zum Schluss. Und weil seine Rede noch eine *ars* war, *téchne*, sind wir alle nachher seiner Meinung gewesen. Man weiss es heute nicht mehr, aber: Nur die Form ist wichtig, denn dieselbe beinhaltet alles.

Thomas Schönenberger, Biogno-Beride

Bleistiftspitzer in den Amtsstuben

Nr. 42 – «Hände weg von den Pendlerabzügen»;
Essay von Reiner Eichenberger

Das wäre es ja noch, wenn den Leuten, die für ihre Steuern hart arbeiten und die stundenlange Arbeitswege in Kauf nehmen, keine Pendlerabzüge mehr zugestanden würden! Um das Steuergeld dann für Asylanten zu verpulvern oder um damit den ach so cleveren Schweiz-Tourismus-Direktor Jürg Schmid oder den SRG-Chef Roger de Weck zu alimentieren. Wenn alle diese Geldströme um die Hälfte gekürzt würden, müssten sich die Bleistiftspitzer in den Amtsstuben keine solch dummen Abzüge mehr einfallen lassen. *Mengia Willmann, Luzern*

Hilfsbereiter Vater

Nr. 42 – «Der König und ich»; Philipp Gut über König Bhumibol

Der neunte thailändische König, Bhumibol, war nicht nur ein auf der ganzen Welt äusserst beliebter König, sondern war auch für alle Landsleute wie ein sehr hilfsbereiter Vater mit bewundernswerter Ausstrahlung und mit Einfühlungsvermögen. Während der grossen Notlage in den sechziger Jahren half er vor allem auch sehr vielen Leuten aus den Nachbarländern, die damals wegen des Bürgerkriegs (Viet-

nam bzw. Laos) vorwiegend auf der Flucht nach Thailand unterwegs waren. Auch bei verhängten Strafen wie beispielsweise solchen wegen Majestätsbeleidigung verkürzte er regelmässig die Haftdauer persönlich um mehrere Jahre.

Kurt Vittori-Sae Tang, Luzern

Am Anfang der Ewigkeit

Nr. 42 – «Das Nichts»; Linus Reichlin über die Grundbegriffe des Lebens

Das instabile Nichts ist ein Konstrukt. Richtig wäre: Das Weltall ist rein aus dem Nichts entstanden, das sonst wäre. Man beachte den Nebensatz. Das sogenannte Nichts ist oder war also «schwanger». Ein Urschoss, der immer neue Gestalten gebärt. Auch die Ewigkeit hatte einen Anfang. Alles andere wäre unlogisch. Die Frage wäre dann: War es ein Schöpfer, oder lag es in der Natur der Sache? Ein Zufall war es wohl kaum. Aber das Nichts ist sicher nicht Gleichgewicht von Materie und Gegenmaterie, wenn es denn ein reines Nichts sein soll. Und trotzdem ist alles daraus entstanden. Das Paradox ist eben nicht banal. Worin besteht der Sinn der ganzen geschichtlichen Entwicklung? Was wird bezweckt? Augustin meinte: «Der siebte Tag werden wir selbst sein.» Schön wär's, denn der Entropie können wir nicht entrinnen – es sei denn in irgendeiner anderen geistigen Dimension ausserhalb von Raum und Zeit. Im-

merhin sind wir Kinder des Universums und des Nichts, und alles, was nicht unmöglich ist, ist prinzipiell möglich, solange die dafür notwendigen Bedingungen vorhanden sind oder geschaffen werden können. Stehen wir im Geschichtsprozess zuvorderst, oder sind wir Passagiere der «Titanic», die von Heldentaten und Vervollkommnung träumen? Kommen wir mit einer Seele zur Welt, und wohin entschwindet sie schlussendlich? Damit sind wir nie zurechtgekommen – ausser im Glauben. Wer den Sprung in den Glauben nicht schafft, wird einfach damit leben müssen, da nichts anderes mehr bleibt. *Henri Ferrier, Teufen*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förllibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Meister
Werk

Villa Antinori Riserva 2012

*Chianti classico docg, Riserva
Antinori – Toscana*

Eleganz und samtige Reife.
Erfordern Hingabe und Geduld.
Im Rebberg wie im Weinkeller.
Der Villa Antinori Riserva zeugt davon.

Luigi Bindella

CHF **17.60** netto
statt 22.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf bindella.ch
Gültig bis 20.11.2016

Bindella
la vita è bella



Ihre Vorurteile nennt sie Wissenschaft

Helen Keller kämpfte schon gegen die Selbstbestimmungsinitiative, bevor diese lanciert war. Die höchste Richterin im Land vertritt dabei keine blosser Meinung, sie wähnt sich im Besitz der wissenschaftlichen Wahrheit. Genau das ist ihr Problem. *Von Alex Baur*

Die sechzig Seiten dicke Abhandlung über «Anspruch und Realität der Selbstbestimmungsinitiative», die Professorin Helen Keller kürzlich in drei Folgen via *Aktuelle Juristische Praxis (AJP)* lancierte, beansprucht für sich keimfreie Wissenschaftlichkeit. Immerhin handelt es sich bei der *AJP* gemäss Eigenwerbung um die «führende Fachzeitschrift für Juristinnen und Juristen». Was dort geschrieben steht, ist Gesetz, eigentlich gar mächtiger als das Gesetz: die Auslegung der Gesetze.

Wer von Frau Professor und ihren Hilfsassistenten staubtrockenes Juristenkauerwelsch erwartet, geht allerdings fehl. Die drei Traktate über die angeblichen Fehler und Folgen der Initiative, die im Konfliktfall das nationale Recht über internationale Vereinbarungen stellen will, entpuppen sich bei der Lektüre schnell als veritable Kampfschrift. Von einer «radikalen Neuordnung» ist hier die Rede, einer «Verabsolutierung der Bundesverfassung», einer «Unterwanderungsstrategie» der SVP, einem brandgefährlichen «Rundumschlag», einem «Bruch mit der humanitären Tradition», ja gar von einer «konzertierten» Attacke auf den Rechtsstaat und einem «Frontalangriff gegen die Menschenrechte».

Letzte Instanz

Da gibt es kein Wenn und Aber – dieses «Volksbegehren der neuen Generation» ist, um beim martialischen Vokabular zu bleiben, eine Art juristische Neutronenbombe, die europaweit zu einer Kernschmelze der Grundrechte führen würde. Das Fazit: Die Vorlage ist so gefährlich, dass sie dem Volk gar nicht unterbreitet werden darf, sondern für ungültig erklärt werden muss. Die Annahme wäre «eine Katastrophe», wie Keller bereits im Dezember 2014 der *Schweiz am Sonntag* anvertraute.

Nun ist Helen Keller nicht bloss eine von vielen Rechtsprofessoren im Lande, die ihre Meinung als wissenschaftliche, ergo zwingend logische und einzig wahre Auslegung des geltenden Rechtes verkünden. Keller ist auch die Vertreterin der Schweiz am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg. Zusammen mit 46 Richtern aus allen europäischen Ländern von Island bis Aserbaidschan, von Russland bis Malta befindet sie über die Auslegung der Schweizer Gesetze in höchster und letzter Instanz.



Besserwisserin: Europa-Juristin Keller.

Oft betrifft das Grundsatzfragen wie etwa die Sterbehilfe, ein Verhüllungs- oder Minarettverbot, Ausschaffungs- oder Haftbestimmungen. Bisweilen geht es auch um scheinbar technische Fragen, etwa die Verjährungsfrist bei der Produkthaftung oder zur Steuer- und Wehrpflicht, die aber millionenschwere Folgen haben können. Doch all diese Fragen gelten in der Schweiz als politisches und nicht als juristisches Problem. Deshalb hat dieses Land ein Verfassungsgericht stets abgelehnt. Deshalb wird das Machtwort aus Strassburg hierzulande oft als undemokratische politische Einmischung wahrgenommen, die nichts mit den Menschenrechten zu tun hat.

Die grundlegenden Menschenrechte standen in der Schweizer Verfassung festgeschrieben, lange bevor es den EGMR überhaupt gab. Konflikte – etwa in Bezug auf das Frauenstimmrecht oder den Jesuitenbann – gab es von Anfang an. Sie wurden mit entsprechenden Vorbehalten entschärft, im Zweifel überwog die nationale Verfassung. Das änderte sich erst Ende der 1990er Jahre.

Zum einen erhielt das internationale Recht mit der Verfassungsrevision von 1999 ein höheres Gewicht. Fast gleichzeitig wurde der Strassburger Gerichtshof massiv ausgebaut und faktisch mit den Kompetenzen eines Ver-

fassungsgerichtes ausgestattet. Der Konflikt bekam damit eine neue, grundsätzliche Dimension. Bei heiklen Grundsatzfragen hat hierzulande nicht der Richter das letzte Wort, sondern der Souverän, das Volk.

Der Unmut über das jüngste Verdikt aus Strassburg, welches eine notorisch renitente Versicherungsbetrügerin vor Privatdetektiven schützt, ist ein typisches Beispiel. Die EuropaRichter rügen vor allem, dass die Beschattung im öffentlichen Raum in der Schweiz nicht reglementiert ist. Man kann diese Meinung vertreten, doch die Frage wurde in der Schweiz längst diskutiert und abschliessend entschieden. Wie bei der Sterbehilfe hat man auf eine Reglementierung ganz bewusst verzichtet.

Das heisst nicht, dass alles erlaubt ist. Man kam lediglich zum Schluss, dass die bestehenden straf- und zivilrechtlichen Schranken reichen und ein neues Reglement die Sache nur verbürokratisieren würde. Wer anderer Meinung ist, kann jederzeit einen politischen Vorstoss lan-

zieren. Auch wenn die Chancen auf Erfolg eher gering sein dürften – eine öffentliche Versicherung ungestört zu betrügen, dürfte nach dem Rechtsempfinden mancher Schweizer nicht zu den Menschenrechten gehören.

Wenn sich Richterprofessorin Keller in den Abstimmungskampf um die Selbstbestimmungsinitiative einmischte, verteidigt sie stets auch ihre eigene Pfründe. Und das tat sie schon in zahllosen Interviews, bevor das Volksbegehren lanciert war. Allerdings redet sie nur mit handzahmen Journalisten, die ihr nicht widersprechen (vgl. *Weltwoche* Nr. 6/15, «Und leise

In der kellerschen Idealwelt lenken weise Experten das ungebildete Volk sanft, aber streng.

seufzt die Leidgeprüfte»). Denn die Expertin debattiert nicht, sie doziert, klärt Unwissende auf. Was sie verkündet, ist nicht ihre subjektive Meinung, sondern Wissenschaft, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit.

Helen Keller ist eine typische Akademikerin, die den Elfenbeinturm, in dem sie erwachsen geworden ist, nie verlassen hat. Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Zürich, daselbst auch Assistentin und Dokto-

randin, Nachdiplome am Collège d'Europe in Belgien, an der Harvard Law School und am European University Institute in Florenz, diverse Studien für den Nationalfonds, Lehrstuhl in Luzern und schliesslich an der Alma Mater in Zürich. Über den Menschenrechtsausschuss der Uno gelangte die vormalige Umweltrechtlerin nach Strassburg, 2011 wählte sie der Europarat zur Richterin.

Wie die Dinge sein müssten

In frühen Jahren habe sie kurz als Praktikantin an einem Gericht gewirkt, erklärt Keller in einem frühen Interview, doch die Niederungen des Alltags habe sie als deprimierend und ungemütlich empfunden. Keller sah sich zu Höherem berufen, zur «moralischen Instanz in Menschenrechtsfragen», als die sie sich selber qualifizierte (*Tages-Anzeiger* vom 17. September 2010). Massgebend ist für sie nicht, wie die Dinge sind, sondern wie sie idealerweise sein müssten. Und wenn sich die real existierende Welt nicht nach den akademischen Vorgaben richtet, dann ist nicht etwa die Theorie falsch, sondern die Welt.

In der kellerschen Idealwelt lenken weise Experten das ungebildete Volk sanft, aber streng wie gütige Pädagogen auf den richtigen Weg. Die Radikalität, mit der sie in ihrer Kampfschrift gegen die Selbstbestimmungsvorlage die Unfehlbarkeit internationaler Gremien preist und das Initiativrecht eingrenzen will, ist allerdings neu. Im August 2013 outete sich Keller in einem Interview mit der *Schweiz am Sonntag* noch als Fan der direkten Demokratie und sprach sich dagegen aus, unbequeme Initiativen juristisch abzuwürgen («Davon halte ich nicht viel»). «Bei vielen Grundrechten wissen wir nicht, was genau zum Kerngehalt gehört», räumte sie damals unumwunden ein. Es sei auch nicht so, dass das Völkerrecht stets über dem Landesrecht stehe, wiegelte sie ab, etwa «wenn das Parlament bewusst anderes Recht gesetzt hat».

Die wissenschaftliche Wahrheit von Helen Keller hat seither offenbar einen Wandel erlitten. Über ihre Motive können wir nur spekulieren. War es der Schock um die Masseneinwanderungsinitiative, die im Februar 2014 den europhilen Eliten vor Augen führte, dass die nationalen Interessen für eine Mehrheit im Lande nach wie vor Priorität haben? Eine Annahme der Selbstbestimmungsvorlage rückte damit in den Bereich des Möglichen.

Letztlich geht es um eine simple, aber grundlegende Machtfrage: Wer soll das letzte Wort haben – das gemeine Volk oder ein kleiner Kreis erlauchter Richter und Gelehrter? Wem trauen wir mehr? Darüber wird allein das Volk entscheiden. Die Meinung von Frau Keller, ob wissenschaftlich erhärtet oder auch nicht, hat dabei nicht mehr und nicht weniger Gewicht als die jedes anderen Bürgers. Das ist schwer zu ertragen für eine, die es besser weiss. ○

Selbstbestimmung

Warum die Schweiz trotzdem überlebt

Von Roger Köppel

Jetzt also will der Bundesrat, wollen die FDP, die CVP, die Linken sowieso und alles, was an schrumpfenden Mitteparteien noch übrig ist, dem Volksentscheid gegen die Masseneinwanderungsinitiative den endgültigen Todesstoss versetzen.

Was hier abgeht, ist ein Meilenstein in der Schweizer Geschichte der Unredlichkeit. Nationalrat, Bundesrat und voraussichtlich auch der Ständerat beerdigen einen Volksentscheid, den sie ohnehin nie haben wollten. Zuerst machten sie ein Gesetz, das die Verfassung missachtet. Jetzt möchten sie die Verfassung ändern, damit sie wieder zum Gesetz passt, das den Volksentscheid aushebelt. Der Schwanz wedelt mit dem Hund, um in einem zweiten Schritt den Hund loszuwerden.

SP-Bundesrätin Sommaruga spielt das trübste Doppelspiel. Anfangs gab sie vor, die Initiative wortgetreu umsetzen zu wollen. Dann machte sie das Gegenteil. Zunächst weigerte sie sich, bei der Ausarbeitung des Gesetzes die Initianten mit ins Boot zu nehmen. Dann verweigerte sie echte Verhandlungen mit Brüssel. Schliess-

artikels sabotierte. Sommaruga hätte die härtere Linie der Regierung durchboxen sollen, doch am Schluss jubelte sie, nachdem das Parlament die bundesrätliche Lösung versenkt hatte. Es war ein unwirklicher Moment in einem surrealen Verfahren. Selten sah man eine Bundesrätin nach einer Niederlage so begeistert.

Es soll Leute geben, die diesen Anschlag auf die direkte Demokratie als «lösungsorientierte Politik» auf der Grundlage «vernünftiger Kompromisse» bezeichnen. Solche Formulierungen haben mit der Realität wenig zu tun, aber sie sagen viel aus über den Grad der Unaufrichtigkeit, mit der sich die Beteiligten über ihren kleinen Staatsstreich hinweghypnotisieren wollen. Es geht nicht um Kompromisse. Es geht darum, wer die Macht hat im Land.

Sieben Kurt Fluris im Bundesrat

Die Schweiz im Herbst 2016: Das ist ein fantastisches Land mit einer bunten, grossartigen Bevölkerung und einer erstaunlich leistungsfähigen Wirtschaft, die eben den Frankenschock des Vorjahrs mit Glanzresultaten im Export wegsteckte. Die Schweiz ist ein Erfolg, weil hier eben von alters her die Bürger und nicht die Politiker das Sagen haben. Haben sollten. Das ist das Wesen der Schweiz: Selbstbestimmung nach innen, Unabhängigkeit gegen aussen.

Die ganze Welt beneidet uns um diese direkte Demokratie und möchte mehr davon, während sie sich in Bern die Hirne zermartern, wie sie ihr Erfolgsmodell beschneiden können. Vielleicht ist es das Schicksal erfolgreicher Gesellschaften, dass sie die Grundlagen ihres Erfolgs irgendwann zertrümmern müssen, damit sie wieder merken, warum sie eigentlich erfolgreich waren. Es soll auch vorkommen, dass sich Menschen aus Langeweile umbringen.

Zuversicht besteht, solange sich die Schweiz von der EU fernhält. Die institutionelle Anbindung wäre verhängnisvoller als sieben Kurt Fluris im Bundesrat. Solange die Eidgenossenschaft bleibt, was sie ist, haben wir immer noch eine Eidgenossenschaft, auch wenn die Linken und Freisinnigen mit der Kettensäge an die Verfassung gehen. Eine Prognose, die mehr als eine Hoffnung ist: Die Schweiz wird auch diese Saboteure überleben.



Begeistert: Bundesrätin Sommaruga.

lich liess sie zu, dass die EU die Schweiz erpressen konnte. Sie peitschte die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien durch, obschon sie ebendiese Ausdehnung noch kurz davor als verfassungswidrig zurückgewiesen hatte.

Den Tiefpunkt erreichte die Scharade in der Herbstsession, als der Nationalrat unter einer finsternen Allianz von Freisinn bis SP die Umsetzung des Zuwanderungs-

Schutz für Betrüger

Verletzt das Überwachen von Versicherungsbetrügern deren Recht auf Privatleben?
Der Gerichtshof für Menschenrechte spricht sich gegen den Einsatz von Detektiven aus.
Die Schweiz muss sich gegen das Urteil wehren. *Von Markus Schär*

Die Frau, die auf den Filmen der Detektive zu sehen ist, gilt seit Jahren als invalid. Die Arbeit als Coiffeuse ist ihr nicht mehr zuzumuten, weil sie gemäss ihren eigenen Angaben unter Unruhe und Antriebslosigkeit leidet, vor allem die Arme nicht mehr über den Kopf heben, ja selbst über kurze Strecken kaum noch sicher gehen kann. 1995 fiel die Frau auf den Hinterkopf, als ein Motorrad sie auf dem Fussgängerstreifen anfuhr. 2003 schrieb sie deshalb einmal mehr ein Gutachter invalid, diesmal lebenslang: Ihre Persönlichkeitsveränderung sei «derart ausgeprägt, dass die Beschwerdeführerin nie mehr einer Erwerbstätigkeit nachgehen kann». Die Filme allerdings zeigen, wie die Frau mit ihrem Hund Gassi geht, eine schwere Einkaufstasche trägt, im Auto lange Distanzen fährt – und den Kofferraum schliesst, indem sie mühelos die Arme über den Kopf hebt.

Die heute 62-jährige Ex-Coiffeuse Savjeta Vukota-Bojic zählt zu den Zehntausenden von Opfern, die im letzten Vierteljahrhundert eine

Wer lange genug über seine Leiden klagte, konnte mit einer Rente rechnen.

IV-Rente bekamen, weil sie an den Folgen eines Schleudertraumas litten. Zu Prominenz (samt Nennung des vollen Namens) kam die Invalide letzte Woche, als sie in Strassburg einen Sieg feierte: Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) fand, die Unfallversicherung und damit die Schweizerische Eidgenossenschaft hätten mit dem Überwachen durch Privatdetektive ihr Recht auf Privatleben verletzt – dafür fehle die gesetzliche Grundlage.

Aktivisten feiern, die Suva kuschelt

Die Aktivisten in Menschenrechtsgruppen und Behindertenverbänden jubeln nach dem Spruch aus Strassburg: Er habe «weitreichende Folgen für die Schweiz». Tatsächlich kündete die Suva als grösste Unfallversicherung umgehend an, sie verzichte vorläufig auf den Einsatz von Privatdetektiven. Die Behindertenorganisation Procap Schweiz freut sich, «dass sich der Gesetzgeber nun mit diesen wichtigen Fragen auseinandersetzen muss». Und der Anwalt Philip Stolkin, der den Fall nach Strassburg zog, fordert in einer Stellungnahme für die Menschenrechtsgruppe Schutz-

faktor M, was das Gesetz zu regeln habe: Nur die Polizei dürfe Überwachungen machen; sonst brauche es ein spezielles Gesetz für Privatdetektive, das «ganz klar die Zuständigkeit der Richter klärt, das Verfahren definiert und auch regelt». Klar ist da nur: Es soll viele Fälle geben, die sich durch alle Instanzen bis nach Strassburg ziehen lassen – so können die Opferanwälte die Aufklärung von Versicherungsbetrug lahmlegen.

Die Aktivisten feiern, und die Suva kuschelt – allerdings voreilig, denn der Spruch aus Strassburg hat noch gar keine Rechtskraft. Die Schweiz kann eine Beurteilung des Entscheids der kleinen Kammer (sieben Richter) durch die Grosse Kammer (siebzehn Richter) fordern. Das brachte ihr dieses Jahr Erfolg. 2003 veröffentlichte ein Journalist geheime Akten zum Fall eines Automobilisten, der in Lausanne in eine Menschenmenge gefahren war. 2008 fand das Bundesgericht eine Busse wegen der Missachtung der Privatsphäre des Täters rechtens. 2014 rügte die kleine Kammer des EGMR aber die Verletzung der Meinungsfreiheit mit vier zu drei Stimmen – und 2016 stiess die Grosse Kammer das Urteil mit fünfzehn zu zwei Stimmen wieder um: ein peinlicher Vorgang, denn er zeigt, dass die höchsten Richter in Strassburg die oft widerstreitenden Menschenrechte völlig subjektiv, also zufällig abwägen.

Die Schweiz kann nicht nur eine Neubeurteilung fordern – sie muss es tun. Allenfalls braucht es dafür den Druck des Parlaments, denn die Zuständigen in den Bundesämtern für Justiz (formal) und für Gesundheit (materiell) finden sich in den beiden stramm sozialdemokratisch geführten Departementen mit offenen Ohren für Aktivisten aller Art. Der Einspruch gegen Strassburg drängt sich auf, weil es schlicht nicht stimmt, dass es in der Schweiz keine Rechtsgrundlage für das Überwachen von Versicherungsbetrügern gebe: Vor allem das Bundesgericht schuf sie in den letzten zehn Jahren, in einem schwierigen Prozess.

Die Schwierigkeiten brockten sich die höchsten Versicherungsrichter in Luzern selber ein, als sie 1991 einem jungen Mann eine lebenslange Invalidenrente zusprachen: Er war als Lehrling auf dem Töffli angefahren worden; wegen der Unfallfolgen brach er seine Lehre ab und nahm auch das Angebot des Hausarztes nicht an, für eine Umschulung zu sorgen, weil die Rente winkte. Die

Ärzte sahen zwar keine Ursache für die Leiden, die Richter schrieben das Opfer aber wegen des «typischen bunten Beschwerdebildes» nach einem Schleudertrauma invalid. Dieses berühmte Leiturteil ist wohl das teuerste Fehlurteil aller Zeiten: Es kostete die Schweiz Milliarden für Invalidenrenten von Leuten ohne erkennbare Behinderung, aber auch für Ärzte und Gutachter, Anwälte, Experten und Richter, die meist jahrelang darum stritten.

«Völlig überrissene Massnahme»

Wer lange genug über seine Leiden klagte, konnte mit einer Rente rechnen. Das zeigt sich exemplarisch im Fall von Savjeta Vukota-Bojic. Fünf Monate nach dem Unfall im August 1995 schreibt sie ein Arzt wieder gesund, die Versicherung kündigt deshalb das Einstellen ihrer Leistungen auf Januar 1997 an. Doch die Frau wehrt sich dagegen, und diverse Ärzte halten sie – allein aufgrund der Aussagen des Opfers und seiner Familie – für nicht mehr erwerbsfähig. 2002 spricht ihr die Sozialversicherungsanstalt des Kantons Zürich rückwirkend eine volle Rente zu; 2005 stellt das Sozialversicherungsgericht des Kantons Zürich fest, da mehrere Ärzte ein Schleudertrauma-Syndrom erkannt hätten, rechtfertigten sich «keine ernsthaften Zweifel mehr an der natürlichen Kausalität der neuropsychologischen und verhaltensneurologischen Defizite». Als die Versicherung 2009 mit ihren Filmaufnahmen zeigt, dass die Patientin gar nicht an diesen Defiziten leidet, ärgert sich das Gericht deshalb – doch nicht über seine Gutgläubigkeit, sondern über das Aufdecken der Wahrheit: Die Überwachung sei «eine völlig überrissene Massnahme», also nicht zulässig gewesen.

Der Bundesrat und das Bundesgericht kämpften zu dieser Zeit aber längst mit den Folgen des Fehlurteils von 1991: Von 1990 bis 2005 schnellte die Zahl der Neurentner auf das Doppelte hoch, in der Jahresrechnung der IV

Die Detektive kommen nur zum Einsatz, «wenn es um hohe Leistungen geht».

klafften Defizite von bis zu zwei Milliarden Franken. Die Politik und die Justiz mussten deshalb dafür sorgen, dass die Patienten ihre Kräfte dafür einsetzten, ins Arbeitsleben zu-



rückzukehren, statt auf einem jahrelangen Leidensweg durch Arztpraxen und Anwaltskanzleien ihre Erwerbsunfähigkeit nachzuweisen, teils auch mit dem Übertreiben oder Vortäuschen von Beschwerden. Das Bundesgericht zog darum mit mehreren Leiturteilen eine schärfere Praxis durch; bei Schmerzstörungen, bei denen sich keine Ursache erkennen liess, gab es zuletzt grundsätzlich keine Rente mehr. Und der Bundesrat legte dem Parlament die 5. IV-Revision vor, die das Prinzip der Invalidenversicherung – Eingliederung vor Rente – wieder durchsetzen sollte.

Am 17. Juni 2007 nahmen 59 Prozent des Stimmvolkes, genau: 1 039 282 Bürgerinnen und Bürger, das neue IV-Gesetz an, also auch Absatz 5 von Artikel 59: «Zur Bekämpfung des ungerechtfertigten Leistungsbezugs können die IV-Stellen Spezialisten beiziehen.» Der Einsatz von Detektiven, den das Volk damit forderte, erwies sich als wirkungsvoll: In den letzten Jahren erledigte die IV je rund 2000 verdächtige Fälle, davon jeden achten mit Observation. In einem Viertel der Fälle bestätigte sich der Verdacht; allein im letzten Jahr wurden deshalb 410 Renten nicht zugesprochen oder entzogen, was der Versicherung hochgerechnet Leistungen von 154 Millionen Franken erspart. Dabei hält sich die IV an strenge Regeln: Die Detektive kommen nur zum Einsatz, «wenn es um hohe Leistungen (insbesondere Renten), um kurze Beobachtungszeiträume, um eine hohe Aussagekraft der gesuchten Beweise und um Beobachtungen im öffentlichen Raum geht».

Arbeit trotz Invalidität

Über die IV hinaus schlug der Bundesrat 2008 bei der Revision des Unfallversicherungsrechts eine Regelung für alle Sozialversicherungen vor. Das Parlament wies die überladene und vom damaligen Innenminister Didier Burkhalter (FDP) halbherzig verteidigte Vorlage aber schliesslich zurück. Und das Bundesgericht sorgte selber für die Rechtsgrundlage: Am 15. Juni 2009 stritten fünf Bundesrichter über die Frage, ob die geltenden Gesetze für den Einsatz von Detektiven genühten – drei von ihnen, also die knappe Mehrheit, bejahten dies. «Anzumerken bleibt, dass die öffentliche Beratung des Urteils auf unterschiedlichem Niveau verlief», krittelte der Korrespondent der NZZ. «So sprach sich die Minderheit vehement für eine Missbrauchsbekämpfung aus, sofern dafür eine gesetzliche Grundlage geschaffen werde, führte aber Argumente an, die grundsätzlich gegen derartige Observationen sprechen.»

Es ging um den Fall (im Doppelsinn) eines Mannes, der 2003 von einer sechs Meter hohen Hebebühne gestürzt war und dabei einen Milzriss sowie Rippenbrüche davongetragen hatte. Die Unfallversicherung liess den angeblich invaliden Geschäftsführer von

2004 bis 2007 mehrmals tageweise von Detektiven observieren, und dabei stellte sich heraus, dass er bis zu zwölf Stunden am Tag völlig normal arbeitete. Das Bundesgericht musste also nicht über die Rechtmässigkeit der Rente entscheiden, wohl aber über jene der Observation. Es befand, die Detektive dürften nur Tatsachen sammeln, «welche sich im öffentlichen Raum verwirklichen und von jedermann wahrgenommen werden können», wie Treppensteigen, Autofahren oder Sportaktivitäten. Sie dürften aber nicht in die Privatsphäre der Beobachteten eindringen und auch keine ihrer Handlungen selber veranlassen, also beispielsweise keinen Auftrag für den Geschäftsführer vortäuschen. Wenn die Detektive sich an diese strengen Regeln hielten, reiche die Rechtsgrundlage aus. Ja, die Bundesrichter verwiesen gar auf die Lehrmeinung des führenden Sozialversicherungsspezialisten Ueli Kieser, «eine solchermaßen beschränkte Observation beschlage den Schutzbereich des Grundrechts der Privatsphäre nicht».

Observation war rechtmässig

Auf dieses Leiturteil stützen sich die Bundesrichter, als sie am 29. März 2010 den Fall von Savjeta Vukota-Bojic entscheiden. Sie stellen fest: «Die Observationsergebnisse lassen sich nur schwer vereinbaren mit einer vollen Arbeitsunfähigkeit in der angestammten Tätigkeit einer Coiffeuse.» Da die Patientin

Die Hüter der Menschenrechte blocken den Kampf gegen den Sozialmissbrauch ab.

sich stets weigerte, sich von unabhängigen Experten untersuchen zu lassen, halten die Richter die Observation für geboten und auch für erlaubt: «Das Bundesgericht hat sich kürzlich [im Fall des Geschäftsführers von 2009] damit auseinandergesetzt, ob eine solche Überwachung rechtens ist und ihre Ergebnisse als Beweismittel verwertbar sind. Es hat dies, unter bestimmten Rahmenbedingungen, bejaht. Diese Rahmenbedingungen wurden bei der hier erfolgten Observation eingehalten. Diese ist daher insofern rechtmässig erfolgt.»

Sechseinhalb Jahre und diverse Bundesgerichtsurteile später bestreiten dies die Richter in Strassburg. Sie meinen einerseits, das Privatleben der Überwachten sei verletzt, weil es auch auf der Strasse stattfinden könne, und andererseits, die Rechtsgrundlage sei ungenügend. So wüssten die Versicherungsbetrüger nicht, womit sie zu rechnen hätten. Die Hüter der Menschenrechte blocken damit den erfolgreichen Kampf gegen den Missbrauch der Sozialversicherungen ab. Die Eidgenossenschaft muss sich dagegen wehren. ○

Privatsphäre der Täter: Sozialdetektiv im Einsatz.



Parteien

SP in der Europa-Falle

Unbeirrt hält die Schweizer Sozialdemokratie am Ziel eines EU-Beitritts fest. SP-Chef Levrat sollte überlegen, ob er im Dossier Personenfreizügigkeit nicht besser den Deal mit der SVP als mit der bürgerlichen Mitte sucht.

Von Wolf Linder

Blickt man auf die vergangenen Jahrzehnte der Schweizer EU-Politik zurück, so muss man der Sozialdemokratischen Partei zugutehalten: Sie ist nicht wetterwendisch, sondern hält, konsequent und unbeirrbar, an ihrem proeuropäischen Kurs fest. Sie liess sich durch die Niederlage bei der EWR-Vorlage 1992 nicht entmutigen, unterstützte zusammen mit den Gewerkschaften die Bilateralen und gehört bis heute zu den konsequentesten Verteidigern der EU-Arrangements – bis hin zur Personenfreizügigkeit. Während die Euro-Turbos in anderen Parteien langsam zu einer gefährdeten Spezies werden und das Parlament dem damaligen EU-Beitritts-Gesuch des Bundesrats ein stilles Begräbnis bereitet hat, werben SP-Politiker laut und seitens der Partei unwidersprochen für den EU-Beitritt als Fernziel.

Warum dieser Kurs auf Brüssel?

Das ist erstaunlich. Denn nach der EU-Osterweiterung, der Euro-Krise, nach zunehmendem Widerstand vieler Länder gegen die Personenfreizügigkeit und nach dem Brexit dämmert es selbst den überzeugtesten EU-Anhängern, dass das Europa-Projekt zu breit und *top-down* gewachsen ist. Die Idee der europäischen Friedensgemeinschaft, ein hohes Ziel für die politische Linke, ist verblasst. Während die SVP mit der Formel für eine «unabhängige und autonome Schweiz» ständig an ideologischem wie realpolitischem Boden gewann, verlor das vom einstigen SP-Strategen Bodenmann formulierte Gegenprojekt einer «weltoffenen, fortschrittlichen Schweiz» an Überzeugungskraft. Warum hält die politische Linke daran fest, obwohl sie mit ihrer proeuropäischen Ausrichtung teuer bezahlt?

Die tiefe Spaltung der Gesellschaft in EU-Befürworter und -Gegner nach dem EWR-Nein 1992 wurde durch die bilateralen Verträge zunächst überbrückt. Das bürgerliche Lager – unter Einschluss der SVP – betrachtete die Bilateralen als pragmatischen Kompromiss für den Zugang zum europäischen Markt. Zur Linken dagegen spielte immer noch die Hoffnung auf eine politisch-kulturell offenere Zukunft der Schweiz mit – schliesslich waren erst wenige Jahre seit den «Diamantfeiern» (1989) vergangen, als die Ak-



Tiefe Spaltung: SP-Präsident Levrat.

tivdienst-Generation die Schweiz des Zweiten Weltkriegs und die Schweiz von gestern feierte. Die spätere *Raison d'être* für die EU-Politik der Linken freilich war weniger ideologisch als wirtschaftlich bestimmt. Die Globalisierung, die in den neunziger Jahren Fahrt nahm, brachte Linke und Gewerkschaften in den meisten OECD-Ländern in starke Bedrängnis. Stellten die Gewerkschaften zu hohe Lohnforderungen, wanderten die mobil gewordenen Unternehmen mitsamt Kapital in Billiglohnländer aus. Mehr noch: Die Gewerkschaften hatten kaum Verhandlungskarten in der Hand, um die Deindustrialisierung und Arbeitsplatzverluste zu verhindern. Auf politischer Ebene sodann erlaubte die zunehmende internationale Steuerkonkurrenz keine Erhöhung von Steuern und keine Erweiterung der Sozialbudgets.

Für die Schweiz nun eröffneten sich mit den Bilateralen I unverhoffte Chancen: Gewerkschaften und SP konnten ihre Zustimmung zu den EU-Verträgen mit der sozialen Abfederung von Risiken der Arbeitsmarktliberalisierung verbinden. Was die geschwächten Gewerkschaften von den Arbeitgebern nicht mehr direkt verlangen konnten, vermochten sie als so-

zialpolitische Forderung zu stellen. Die soziale Sicherung wurde nicht mehr durch sozialpartnerschaftliche Verträge, sondern durch die staatliche Politik erreicht. Gesetz statt Vertrag! Die Strategie der staatlichen Abfederung ging bei späteren Geschäften mit der EU nicht immer so erfolgreich auf wie bei den Bilateralen I. Sie ist jedoch nachvollziehbar und entspricht dem ökonomischen Lehrbuch: Die Verlierer des internationalen Freihandels sind durch die nationale Politik zu entschädigen. Das erklärt auch, wieso der Schweizer Sozialstaat trotz einer bürgerlichen Parlamentsmehrheit und auch in einer neoliberalen Epoche eher gewachsen als geschrumpft ist.

Kehrseiten der Europäisierung

Geht diese Strategie auch heute noch auf? Betreffend ihr politisches Kerngeschäft können SP und Gewerkschaften bisher eine positive Bilanz ziehen: Der Sozialstaat ist nicht abgebaut worden, die Löhne sind weitgehend stabil geblieben, die Arbeitslosigkeit verharrt auf einem tiefen Niveau. Allerdings: Der Kreis der Verlierer der Europäisierung ist weit grösser, als sowohl die Linke wie die bürgerliche Mitte es erwartet hatten. Der schnelle Strukturwan-

del liquidierte nicht bloss Unternehmen des Binnenmarktes, sondern pflügte den Arbeitsmarkt um: Ältere Arbeitnehmer werden gegen junge ausgetauscht; wer als kaufmännischer oder technischer Angestellter kein europäisch anerkanntes Diplom vorweisen kann, sieht alt aus gegenüber «Bachelors» gleich welcher ausländischen Provenienz. Das Management vieler Unternehmen hat im Zuge der Internationalisierung und betriebswirtschaftlichen Optimierung den Wert der Sozialpartnerschaft hintangestellt und dafür eine neue Hierarchisierung von «Studierten» und «Nicht-Akademikern» eingeführt. Das dient weder der Arbeitsproduktivität noch dem Arbeitsfrieden. Diese und weitere soziale Umbrüche betreffen Leute aus allen Schichten. Die einzige Partei, die sich solcher Probleme angenommen und das Wählerpotenzial der überaus heterogenen Europäisierungsverlierer konsequent genutzt hat, ist die SVP.

«Soziales Europa» – ein Irrtum

Das grösste Warnzeichen müsste aber die Entwicklung der EU selber sein. Brüssel ist zum Zentrum einer neoliberalen und grenzenlosen Eroberung von Märkten für internationale Unternehmen geworden. Die Einheitswährung hat die Kluft zwischen Europas Norden und Süden vergrössert, und die zum Dogma erklärte Personenfreizügigkeit trägt keines-

wegs zum Abbau des Wohlstandsgefälles zwischen den armen und den reichen EU-Staaten bei. Das «soziale Europa» ist ein grosser Irrtum der Linken – nicht nur in der Schweiz: Fritz W. Scharpf, der scharfsinnigste deutsche Politologe, zeigte schon vor Jahren auf, dass die Urteile des Europäischen Gerichtshofs mit der Entmachtung nationaler Politik auch viele Dämme sozialstaatlicher Sicherung systematisch einreissen. Dies nicht etwa wegen der personellen Besetzung des Gerichts, sondern wegen der grundsätzlichen Rechtslage, welche die Wettbewerbsidee der EU an oberste

Der Kreis der Verlierer ist grösser, als die Linke und die bürgerliche Mitte es erwartet hatten.

Stelle setzt. Linke und Gewerkschaften sollten alarmiert sein.

Hier nun befindet sich die SP tatsächlich in einer Falle. Zwar hat sie nach wie vor gute Gründe, für eine Entwicklung der Beziehungen zur EU über den Bilateralismus hinaus einzustehen. Jedoch wäre eine Distanzierung von der zunehmend neoliberalen EU-Politik im ureigenen Interesse der Linken geboten. SP-Chef Levrat könnte sich etwa überlegen, ob er im Dossier Personenfreizügigkeit nicht besser den Deal mit der SVP als mit der bürger-

lichen Mitte sucht. Der Aufschrei der Stammwählerschaft freilich wäre gross, der Flurschaden beträchtlich und unübersehbar. Zudem ist es ganz und gar nicht sicher, ob die Mehrheit der SVP an einem Deal mit der SP interessiert wäre und statt einer Lösung die weitere Bewirtschaftung des Problems vorziehen würde. Das sind die Kosten einer politischen Polarisierung, die den «helvetischen Kompromiss» erschweren, wenn nicht gar verunmöglichen.

Dies nun ist eine Falle, in welcher mehr als nur eine Partei gefangen ist. Sich daraus zu befreien, würde allerdings heissen: Entideologisierung der institutionellen EU-Frage auf beiden Seiten, den Blick freimachen für das dahinterstehende, weit grössere Problem; kritische Distanz zur Hyperglobalisierung, die in ihrer derzeitigen Grenzenlosigkeit und Demokratiegefährdung längst die Schwelle des Zumutbaren überschritten hat – das Transatlantische Freihandelsabkommen (TTIP) lässt grüssen.

Wolf Linder ist emeritierter Professor für Politikwissenschaften der Universität Bern. Von 1974 bis 1982 sass er für die SP im Thurgauer Parlament. Er gehörte neben Simonetta Sommaruga zu den Mitautoren des 2001 publizierten Reformpapiers «Gurten-Manifest».

Weniger Kosten = Geld zurück



Jetzt
informieren:
[www.sympany.ch/
geldzurueck](http://www.sympany.ch/geldzurueck)

65% unserer Krankenversicherten profitieren.

Als erste Krankenversicherung zahlt Sympany sowohl in der Zusatz- als auch in der Grundversicherung Überschüsse zurück, wenn die medizinischen Kosten tiefer ausfallen als bei der Prämienfestsetzung erwartet. www.sympany.ch

sympany
versicherungen

Verbitterung und Verklärung

Vor 26 Jahren wurde die Widerstandsorganisation P-26 enttarnt. Die Geschichtsschreibung dazu ist noch längst nicht abgeschlossen. Veteranen und Historiker streiten um die Deutungshoheit.

Von René Zeller

Eine Standarte der Schweizer Armee ist der auffälligste Schmuck, der die Abdankungsfeier für Hans-Rudolf Strasser und seine fast gleichzeitig verstorbene Gattin Yvonne umrahmt. Im Berner Münster haben sich wohl 250 Menschen eingefunden, um Abschied zu nehmen von «Franz». Unter diesem Decknamen wirkte der ehemalige Sprecher des Militärdepartements gleichzeitig als Ausbilder und Propagandachef der geheimen Widerstandsorganisation P-26, die dem Generalstab angegliedert war. Als das Netzwerk 1990 enttarnt wurde, war «Franz» auch seinen regulären Job los. Das Entlassungsgespräch bei Bundesrat Villiger habe kaum eine Minute gedauert, merkte Strasser Ende 2015 in einem *Weltwoche*-Interview verbittert an.

Die Stimmung ist beklemmend im Münster. Wie viele Mitstreiter Strassers weilen an diesem kalten Oktobertag unter den Trauergästen? Niemand kennt die Zahl der noch lebenden Widerstandskämpfer. Das erstaunt nicht angesichts der Schleier, in welche sich viele P-26-Angehörige bis heute hüllen. Münsterpfarrerin Esther Schläpfer erinnert an die Devise, die den am 23. Juni verstorbenen «Franz» bis zur Aufhebung der Schweigepflicht geleitet hat: dienen und schweigen.

«Ein grosser Patriot ist tot»

Einer, der nicht schweigen will, ist Felix Nöthiger. Der rüstige Pensionär spricht im Münster Klartext: «Ein grosser Patriot ist tot.» In seiner Laudatio auf «Franz» betont Nöthiger, nur die Besten seien auserkoren worden, beim Einmarsch fremder Truppen bis zuallerletzt für die Heimat zu kämpfen. Für Nöthiger steht fest, dass die P-26 im Jahr 1990 übereilt aufgelöst worden ist. «Das war kein Ruhmesblatt der Politik.» Immerhin: Vor dem Altar ist eine Urkunde aufgestellt, in der Strasser geehrt wird als Mitstreiter der geheimen Widerstandsorganisation von 1969 bis 1990. Das am 7. Juli 2007 ausgestellte Dokument ist signiert von den Generalstabschefs Hans Senn, Heinz Häsler und Arthur Liener.

Felix Nöthiger hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die verstorbenen und noch lebenden Patrioten zu rehabilitieren. Vom Sekretär der P-26-Veteranenvereinigung, der nach eigenem Bekunden nicht Mitglied der Geheimorganisation war, sind Sätze nachzulesen wie: «Alle heute gängigen Aussagen zur sogenannten <Geheimarmee> sind falsch, eine politisch motivierte Geschichtsfälschung.» 2005 hatte Nöthiger das Forschungsprojekt Rewi initiiert. Bienenfleissig



Ehrung vor dem Altar: Hans-Rudolf Strasser.

trug er Materialien und Aussagen von P-26-Angehörigen zusammen. Es gelang ihm, das Vertrauen des legendären Generalstabsobers Albert Bachmann alias «Tom» zu gewinnen. 2010 führte er ein viereinhalbstündiges Interview mit dem Chef der Spezialgruppe in der Untergruppe Nachrichtendienst, aus der Ende der siebziger Jahre die P-26 hervorging. Das auf Film gebannte Gespräch mit dem 2011 verstorbenen «Tom» will Nöthiger frühestens 2017 der Öffentlichkeit zugänglich machen. Zudem plane er die Publikation eines Sachbuchs zur P-26, das zahlreiche Originaldokumente enthalten werde.

Im September 2009 hob der Bundesrat die Schweigepflicht für die einstigen P-26-Gefolgsleute auf. Seither hat Nöthiger auf leisen Sohlen regionale Anlässe organisiert, an denen kantonale und militärische Amtsträger den einstigen Widerstandskämpfern die Reverenz erwiesen haben. Die historische Aufarbeitung der Causa P-26 ist damit nicht abgeschlossen. Einen substanziellen Beitrag leistete 2012 der Journalist und Historiker Martin Matter mit seinem Buch «P-26 – Die Geheimarmee, die keine war». Seine Hauptquelle war Efreim Cattelan alias «Rico». Dieser hatte die Organisation geführt, bis 1990 das Konstrukt aufflog und kurz darauf Cattelan selber vom *Weltwoche*-Journalisten Urs Paul Engeler enttarnt wurde. Matter zettelte in einem Nachwort seines Buchs eine Kontroverse um Nöthiger an. Dieser

wolle die Deutungshoheit über die P-26 für sich beanspruchen. Nöthiger und sein Vertrauter Hans-Rudolf Strasser alias «Franz» hätten Ehemaligen geraten, gegenüber Dritten zu schweigen. Überdies hätten sie versucht, so Matter, sich die «abschliessende Kontrolle über den gesamten Buchinhalt» zu sichern.

Namhafte Militärhistoriker bezeichnen Nöthiger als P-26-Schutzpatron, der in den letzten Jahren in privater Mission ein immenses Wissen über die Geheimorganisation angehäuft habe. Sein eigenwilliges Vorgehen schürt Missgunst. Doch es gibt auch Zeichen der Deeskalation. Martin Matter hat in der zweiten Auflage seines Buchs das Nachwort entfernt, in dem er Felix Nöthiger einen «Lordsiegelbewahrer» nannte. Zur Versachlichung der Debatte könnten auch die Forschungen beitragen, die der 35-jährige Militärhistoriker, Generalstabsoffizier und Aargauer FDP-Grossrat Titus Meier vorantreibt. Sein Dissertationsprojekt zu den schweizerischen Widerstandsvorbereitungen von 1940 bis 1990 ist weit fortgeschritten. Meier weist darauf hin, dass er mit rund achtzig P-26-Angehörigen sprechen konnte. Mehrere Angehörige des Führungskaders hätten ihm ihre Arbeitsagenda und weitere Akten ausgehändigt. Aufschlussreich sei auch die private Dokumentensammlung des 2007 verstorbenen Generalstabschefs Hans Senn, die Meier integral einsehen konnte.

Die politischen Einschätzungen, die nach der Enttarnung der P-26-Truppe wild ins Kraut schossen, wurden grossenteils vom Bericht der PUK Militärdepartement (EMD) genährt. Die vom damaligen Ständerat Carlo Schmid präsierte Kommission stellte in ihrem 1990 publizierten Bericht den Aufsichtsbehörden kein gutes Zeugnis aus. Hohn und Spott übergoss sich daraufhin kollektiv über die Widerstandswilligen, die teilweise verantwortungsvolle Ämter in Politik und Armee trugen: Alphons Egli, Vreni Spoerry, Franz Muheim, Sepp Stappung, Susanne Günter, um nur einige Namen zu nennen.

Die behördlich versiegelten P-26-Akten sollen aufgrund der fünfzigjährigen Sperrfrist noch bis 2041 unter Verschluss bleiben. Das hindert Felix Nöthiger nicht daran, seine Mission voranzutreiben. Er will das von PUK EMD und Medien vermittelte «böartige Zerrbild» niederreißen. Titus Meier könnte punkten, wenn es ihm gelingt, die P-26-Geschichte jenseits von Verbitterung und Verklärung zu erzählen. 2017 will er mit seiner Publikation ans Licht treten. ○

Taktischer Alarm

Der Bundesrat budgetiert für 2017 eine Explosion der Asylkosten. Er beantragt deshalb eine Lockerung der Schuldenbremse. Das geplante Manöver entbehrt jeglicher Grundlage.

Von Florian Schwab

Diesen Herbst ist die Budgetberatung im Bundeshaus etwas delikater als gewöhnlich. Der Grund: Für 2017 will der Bundesrat erstmals in der Geschichte die von der Schuldenbremse vorgegebene Ausgabenobergrenze um 400 Millionen Franken erhöhen. Er macht dafür «ausserordentlichen Zahlungsbedarf» aufgrund gestiegener Ausgaben im Asylbereich geltend. Dieses Instrument zur Lockerung der Schuldenbremse ist für Phänomene «ausserhalb des Einflussbereichs des Bundes» vorgesehen, wie etwa Naturkatastrophen.

Bereits Ende März hatte der Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung (EFV), Serge Gaillard (SP), Alarm geschlagen: Die Asylkosten würden rasant ansteigen. «Für 2015 waren im Voranschlag noch etwa 1,2 Milliarden Franken vorgesehen. Jetzt sehen wir für 2018 bereits das Doppelte vor: fast 2,4 Milliarden.» Die EFV, so Gaillard damals, rechne für 2016 mit 45 000 Asylgesuchen, also mit einer nochmaligen Steigerung gegenüber dem Ausnahmejahr 2015, als es 40 000 Gesuche waren.

An Finanzbedarf mangelt es nicht

Der detaillierte Finanzplan, den der Bundesrat vor ein paar Wochen veröffentlicht hat und der die Grundlage für die Budgetberatungen im Parlament ist, scheint Gaillards düstere Prognose zu bestätigen: Das Staatssekretariat für Migration budgetiert für 2017 Ausgaben von 2,4 Milliarden Franken. Im Jahr 2018 sollen es gar 2,5 Milliarden sein (Voranschlag 2016: 1,5 Milliarden Franken). Allein die Kosten für die Sozialhilfe für Asylbewerber und vorläufig Aufgenommene sollen im Jahr 2017 sprunghaft um rund 700 Millionen ansteigen und danach ungefähr auf dem Niveau von 1,6 Milliarden Franken verharren (siehe Grafik rechts).

Beobachter der Asyloentwicklung stehen vor einem Rätsel. Im laufenden Jahr ging nämlich im Vergleich zum Vorjahr die Zahl der Asylbewerber markant zurück, was sich hauptsächlich durch die Schliessung der Balkanroute erklärt. Die Auswirkungen zeichneten sich bereits im Frühling ab und sind spätestens seit dem 19. August aktenkundig, als das Staatssekretariat für Migration seine Jahresprognose für 2016 bekanntgab: Es rechnet lediglich noch mit 30 000 Gesuchen. Und es ist nicht einmal sicher, ob diese Verringerung tatsächlich eintreten wird. Der SVP-Asylexperte im Nationalrat, Andreas Glarner, sagt, die dem Budget 2016 zugrundeliegende Zahl von 45 000 sei «jenseits der Realität».



Geschacher um die Kosten der Asylpolitik.

Dass die Kostenschätzung deutlich zu hoch ist, weiss auch die Finanzverwaltung. «Nachträgliche Schätzkorrekturen», schreibt die EFV, würden jedoch «den Budgetrahmen ändern und die parlamentarische Beratung erschweren». Für die Finanzplanung des nächsten Jahres analysiere man jeweils im Mai nach klar definierten Regeln die Entwicklung zwischen Januar und Mai und setze sie ins Verhältnis zu den Vorjahren. Diese Zahlen der ersten fünf Monate werden gestützt auf einen Vergleich zu den «letzten vier Jahren auf das ganze Jahr hochgerechnet», wobei die Jahre der nahen Vergangenheit stärker gewichtet werden. Mathematisch gesehen, überzeugt diese Erklärung, denn von Januar bis Mai gab es im Jahr 2016 total 11 948 Asylgesuche – ein Anstieg im Vergleich zum Vorjahreszeitraum, als es lediglich 8000 waren.

Aber überzeugt die Erklärung auch politisch mit Blick auf die beantragte Lockerung der Schuldenbremse? Die Finanzverwaltung betont, das Parlament könne am Budget noch Änderungen vornehmen. Die *Weltwoche* hat mit mehreren bürgerlichen Finanzpolitikern gesprochen, welche genau dies tun wollen. Das Manöver des Bundesrates mit der Schuldenbremse «entbehrt mittlerweile jeglicher Grundlage», sagt ein finanzpolitischer Meinungsmacher bei der FDP.

Für Glarner ist klar, dass «das Budget der Realität angepasst werden muss». Er befürchtet, dass sich der Schätzfehler kontraproduktiv auf nötige Sparbemühungen auswirkt. Wenn 2,4 Milliarden budgetiert seien, setze sich dies in den Köpfen fest, und alles, was darunterliege, werde dann leicht durchgewinkt. «Da muss man Gegensteuer geben.» Für das Asylwesen solle die Schweiz weniger ausgeben, nicht mehr.

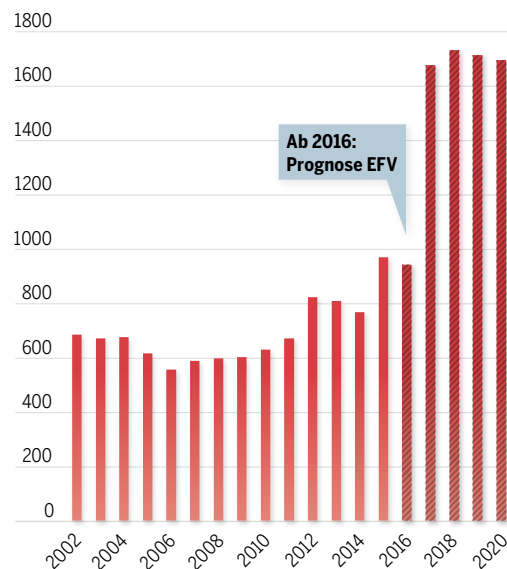
Voranschlag hin oder her: An Finanzbedarf mangelt es nicht. Gerade debattiert der Ständerat darüber, die Zeitspanne, in welcher der Bund Pauschalen für die Sozialhilfe an Asylanter ausrichtet, von sieben auf zehn Jahre zu erhöhen. Damit möchte er der grassierenden Unzufriedenheit in den Gemeinden und Kantonen entgegenwirken. Dort beklagt man sich darüber, dass die Pauschalen aus Bern nicht reichen.

So gesehen, wäre eine Art Sonderbudget ausserhalb der Schuldenbremse bequem. Die Kosten der Asylpolitik könnten damit elegant von den Gemeinden und Kantonen, wo sie schmerzhafter spürbar sind, auf die Ebene des Bundes verlagert werden, wo sie in der grauen Masse des riesigen Finanzhaushalts untergehen.

In manchen Kantonen hat die Not erfinderrisch gemacht: In Basel-Stadt und Zürich werden vorläufig Aufgenommene bald nicht mehr gemäss den Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos) unterstützt. ○

Steigende Sozialkosten beim Bund

Sozialhilfe für Asylsuchende, vorläufig Aufgenommene und Flüchtlinge, in Mio. Fr.



QUELLE: EIDGENÖSSISCHE FINANZVERWALTUNG (EFV)

«Jenseits der Realität».

Heilpflanze Cannabis

Cannabis lindert Schmerzen, löst Krämpfe und beseitigt Übelkeit. Doch wer vom medizinischen Nutzen der Hanfpflanze profitieren will, muss lange Wartezeiten, hohe Kosten und bürokratische Hindernisse in Kauf nehmen. Die Tabuisierung hat unerwünschte Nebeneffekte. *Von Alex Reichmuth*



Als Droge verheerend, als natürliches Medikament segensreich.

Der Sterbetermin mit der Organisation Exit war schon vereinbart. Doch dann unternahm der Arzt einen letzten Versuch, die unerträglichen Schmerzen seines verzweiferten Patienten zu lindern: Er verschrieb ihm ein Cannabis-Produkt. Kurze Zeit nach Beginn der Behandlung sagte der Mann seinen Termin mit Exit ab und lebte fast schmerzfrei weiter.

Dies ist eine der «un glaublichen Geschichten», von denen Manfred Fankhauser zu berichten weiss. Weitere erstaunliche Heilwirkungen von Cannabis-Produkten hat der Apotheker bei Patienten miterlebt, die an starker Migräne oder an Spasmen und Krämpfen litten. «Es sind beachtliche Erfolge angesichts dessen, dass solche Patienten zuvor meist jahrelang in Behandlung waren, ohne dass sich ihr Zustand wesentlich verbessert hat», sagt Fankhauser. Seine Apotheke im bernischen Langnau ist die einzige in der Schweiz, die eine Lizenz besitzt, Hanf anzubauen, dessen Blüten zu Tinkturen und Ölen zu verarbeiten und diese an Kunden zu verkaufen. Als Wunderpflanze verklären will Fankhauser die Drogenpflanze aber nicht. «Man muss sehr genau abwägen, wem sie in welcher Situation helfen kann.» Bei manchen Patienten warte man vergeblich auf die erhoffte Linderung ihrer Beschwerden durch Cannabis.

Folgen der Prohibition

Die grosse Mehrheit der Menschen, die in der Schweiz auf Cannabis als Heilmittel setzen, kauft bei Fankhauser ein. Das Spektrum der über 500 Patienten reiche von Babys bis zu alten Menschen, sagt der Apotheker. «Wir hatten sogar schon einen Hundertjährigen als Kunden.» Zu zwei Dritteln handle es sich um Personen, die an Schmerzen litten – etwa wegen Multipler Sklerose, Rheuma und Tumoren. «Daneben versorgen wir Patienten mit Bewegungsstörungen, nervösen Ticks oder Parkinson-Zittern», so Fankhauser. Cannabis-Produkte könnten auch nützen, um Brechreiz zu bekämpfen oder Appetit anzuregen.

Es gibt Dutzende von Krankheiten, Leiden und Gebrechen, bei denen Cannabis oder seine charakteristischen Inhaltsstoffe nützen sollen. Streng wissenschaftlich erwiesen sind bis heute nur einige Wirkungen: Cannabis hilft Patienten mit Multipler Sklerose gegen Spasmen und nützt gegen Schwindel während einer Chemotherapie. Eine vom Bund finanzierte Untersuchung kam letztes Jahr zum Schluss, dass auch die Wirkung von Cannabis gegen Schmerzen und Krämpfe als gesichert gelten kann. Andere Effekte, wie etwa eine heilsame Wirkung gegen Krebs, beruhen derzeit nur auf anekdotischen Erzählungen, denen wissenschaftlich gesehen wenig Bedeutung zukommt.

Sosehr Cannabis als Droge polarisiert, so unterschiedlich wird weitherum auch die Heilwirkung der Pflanze beurteilt. Die einen

sprechen dem verhassten «Kifferkraut» jeden medizinischen Effekt ab. Die anderen verklären Cannabis zu einem Wundermittel. Dabei gäbe es reichlich Erfahrung. In China wurde die Hanfpflanze schon vor Jahrtausenden zu Heilzwecken verarbeitet. Auch in Europa gehörte Cannabis lange Zeit zur Volksmedizin und war in Arztpraxen und Apotheken vorhanden. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde Cannabis aber mehr und mehr durch Produkte der Pharmaindustrie verdrängt.

Zudem kam die Pflanze als Drogengewächs in Verruf. 1951 unterstellte die Schweiz Cannabis dem Betäubungsmittelgesetz und erschwerte damit auch seine Verbreitung als Heilkraut. Bis in die 1970er Jahre existierten zwar einige medizinische Nischenanwendungen weiter. Doch dann kam das Cannabis-Verbot auch für die medizinische Nutzung im Zuge der weltweiten Prohibition. Haupttreiber hinter dem Totalverbot waren die USA. Dort bekämpfte Harry J. Anslinger als Vorsitzender der nationalen Betäubungsmittelbehörde jede Anwendung von Hanf, sei es als Sucht- oder Heilmittel. Als Mitglied der Drogenkommission der Uno erreichte Anslinger schliesslich eine weltweite Ächtung von Cannabis, die auch in der Schweiz respektiert wurde. Wer fortan medizinisch von Cannabis profitieren wollte, musste sich die Pflanze illegal besorgen oder war zu unerlaubtem Selbstanbau gezwungen. Zwangsläufig machten fortan fast nur noch Kiffer die Erfahrung, dass Hanf gegen Schmerzen hilft, Krämpfe löst und eine beruhigende Wirkung hat.

Erst Jahrzehnte später räumte die Schweiz medizinischen Anwendungen wieder einen gewissen Spielraum ein. Dieser ist eng begrenzt: Seit der Revision des Betäubungsmittelgesetzes von 2011 dürfen Patienten mit

«Die meisten Top-Wissenschaftler auf diesem Gebiet haben noch nie Cannabis geraucht.»

einer Sonderbewilligung des Bundes Hanfprodukte beziehen – aber nur, wenn sie belegen können, dass bei ihnen alle anderen Medikamente wirkungslos geblieben sind.

Den Anhängern absoluter Prohibition geht auch das zu weit. Sie bekämpfen Anwendungen von Cannabis zu Heilzwecken weiter und wenden sich gegen jede Forschung. So schickte etwa die Vereinigung Eltern gegen Drogen unter Führung der Berner SVP-Grossrätin Sabina Geissbühler der Universität Bern 2012 einen geharnischten Brief, um die wissenschaftliche Arbeit des Cannabis-Forschers Rudolf Brenneisen in Verruf zu bringen. Brenneisen hatte an der Uni Bern unter anderem nachgewiesen, dass der Cannabis-Wirkstoff THC Muskelkrämpfe bei Querschnittgelähmten lindert. Im Brief suggerierte

Geissbühler aber, Brenneisens Forschung zu medizinischen Anwendungen diene nur dem verkappten Ziel, Cannabis als Droge zu legalisieren. Das Schreiben schloss mit der Aufforderung an die Universitätsleitung, «diese Forschungsprojekte zu hinterfragen».

Hunderte von Wirkstoffen

Auch nach der Pensionierung von Brenneisen 2014 laufen an der Universität Bern einige patientenorientierte Cannabis-Projekte weiter. Zudem hat hier die theoretische Forschung zu Hanf ein Standbein: Jürg Gertsch untersucht am Institut für Biochemie und Molekularmedizin mit seiner Gruppe das körpereigene Cannabinoid-System des Menschen. Der Organismus produziert selber Substanzen, die denen von Cannabis gleichen – sogenannte Cannabinoide. Diese wirken via Rezeptoren auf das Nervensystem ein. Weiss man, wie dieses System funktioniert, kann man den medizinischen Einfluss von Cannabis-Bestandteilen deuten und darauf aufbauend Medikamente entwickeln.

Die Crux bei der Cannabis-Forschung liegt darin, dass die Pflanze Hunderte von Wirkstoffen enthält, die je nach Dosis unterschiedliche oder sogar gegenteilige Effekte haben. «Cannabis ist nicht gleich Cannabis», sagt Jürg Gertsch. So wirken etwa zwei Hauptsubstanzen von Hanf entgegengesetzt: Während Tetrahydrocannabinol (THC) berauscht, hemmt Cannabidiol (CBD) diesen Effekt. Jeder Kiffer weiss, dass Cannabis ganz unterschiedliche Wirkungen auslösen kann. Weil in verschiedenen Züchtungen die Konzentration von THC, CBD und weiterer Stoffe stark variieren kann, zum Teil beabsichtigt, ist eine medizinische Wirkung oft schwer vorhersehbar: Manchmal wirkt ein Gemisch, manchmal nicht, und manchmal anders als erwartet. Wer seriöse Cannabis-Forschung betreiben will, muss darum den Gehalt einzelner Wirkstoffe in Ölen, Tinkturen und Sprays kontrollieren. Dazu wird meist auf Klone einer immer gleichen Mutterpflanze zurückgegriffen, und Chemiker stellen Mixturen unter streng standardisierten Bedingungen her.

Jürg Gertsch entspricht nicht dem Klischee des Cannabis-Forschers, der aus der Hippiebewegung hervorgegangen ist und seine Passion aus Kiff-Erlebnissen schöpft. Der Biochemiker ist aus rein wissenschaftlichem Interesse bei der Erforschung von Cannabinoiden gelandet, wie er versichert. «Die meisten heutigen Top-Wissenschaftler auf diesem Gebiet haben selber noch nie Cannabis geraucht», so Gertsch. Eine Offenheit gegenüber der Szene sei aber von Vorteil. «Es ist spannend, von Kiffern zu hören, welche Erfahrungen sie gemacht haben.»

Blauäugig ist Gertsch nicht. Als Droge könne Hanf verheerend wirken, gerade bei Jugendlichen, hält er fest. «Deren körpereigenes Cannabinoid-System ist noch nicht ausgereift. Wenn der Körper dann ständig mit Can-



«Hinweise auf gute Erfolge»: Forscher Gertsch.

nabis-Wirkstoffen geflutet wird, kann das Stoffwechselprozesse verändern und Schäden verursachen.» Bei Versuchen mit jungen Mäusen etwa habe sich gezeigt, dass diese unter Cannabis-Einfluss «zu anderen Individuen» würden und anders auf Stress reagierten. Gertsch findet es darum richtig, Jugendliche auf jeden Fall vom Kiffen abzuhalten. Unter kontrolliertem Einfluss könnten Cannabis-Präparate aber auch bei jungen Menschen heilsam wirken: «Es gibt etwa Hinweise auf gute Erfolge gegen epileptische Anfälle bei Kindern.»

Brachliegendes Potenzial

Insgesamt steckt die medizinische Cannabis-Forschung noch in den Kinderschuhen. «Cannabis hat ein riesiges erwiesenes therapeutisches Potenzial», sagte Markus Weber, Neurologe am Kantonsspital St. Gallen, zum *Tages-Anzeiger*. Es hapere aber an Forschungsgeld, weil die Pharmaindustrie wenig an Cannabinoiden interessiert sei. Glaubt man bestimmten Berichten in den Medien, will «Big Pharma» gar aktiv verhindern, dass sich Cannabis-Heilmittel durchsetzen, weil diese den Absatz ihrer eigenen Produkte schmälerten. Jedenfalls kommt die Erforschung von Cannabis mit seinen unzähligen Substanzen einer Herkulesaufgabe gleich, die mit mässigen Renditeaussichten einhergeht.

Dennoch ist die Entwicklung von Medikamenten auf Cannabis-Basis in letzter Zeit vorangekommen. Vor allem in den USA läuft hierzu einiges – wobei ein Zusammenhang dieser Aktivitäten mit der Freigabe von Cannabis als Droge in einigen Bundesstaaten offensichtlich ist. In Grossbritannien hat sich die Firma GW Pharmaceuticals auf Cannabis-Medizin spezialisiert und mit Sativex



«Oft zu spät»: Patientenschützerin Kessler.



«Legalisierungstendenz»: Geissbühler (SVP).

eines der erfolgreichsten Heilmittel auf diesem Gebiet auf den Markt gebracht. Sativex nützt gegen spastische Krämpfe und ist bis jetzt das einzige industrielle Cannabis-Produkt, das von der Heilmittelbehörde Swissmedic zugelassen wurde.

Unabhängig davon, ob ein Mittel industriell produziert oder von einer Apotheke zusammengemischt ist: Schweizer Patienten können es nur mit der erwähnten Sonderbewilligung des Bundes erhalten. Sowohl Forscher Jürg Gertsch wie Apotheker Manfred Fankhauser finden diese Restriktion zwar grundsätzlich sinnvoll. Beide kritisieren aber das aufwendige bürokratische Verfahren, um eine solche Lizenz zu erhalten. Der Papierkram sei riesig,

Viele Patienten besorgen ihren Hanf auf illegalem Weg und starten Selbstversuche.

sagt Fankhauser. Es dauere unter Umständen wochenlang, bis eine Bewilligung des Bundesamts für Gesundheit vorliege. «Viele Ärzte sind nicht bereit zu diesem Aufwand, was verständlich ist», so der Apotheker.

Eine Behandlung mit einem Cannabis-Produkt kostet zudem schnell einige hundert Franken pro Monat, in Extremfällen sogar über tausend Franken. Die hohen Preise sind auf die aufwendige Einzelherstellung und die noch geringen Verkaufsmengen zurückzuführen. Krankenkassen müssen Cannabis-Heilmittel nicht bezahlen. Viele Krankenversicherer seien aber durchaus bereit, sich an den Kosten zu beteiligen, sagt Fankhauser – insbesondere bei gutbegründeten Anträgen, oder wenn sich schon Behandlungserfolge eingestellt hätten. «Etwa zwei Drittel der Kostenan-

träge werden gutgeheissen», weiss der Apotheker. Bis eine Kostengutsprache vorliege, könne es aber zusätzlich dauern.

Ausweg mit Risiken

Das zeitaufwendige Verfahren, um Cannabis-Heilmittel zu bekommen, treibt auch Patientenschützerin Margrit Kessler um. «Wenn das Medikament bei der Begleitung von Schwerkranken im Endstadium eingesetzt werden soll, ist es oft zu spät, der Patient ist schon gestorben», sagte sie letztes Jahr zur NZZ. Darum werde oft zur Selbsthilfe geschritten, so Kessler. «Ich höre von Enkeln, die ihren schwerkranken Grossmüttern Hanf mitbringen, um ihre Schmerzen zu lindern.» Kessler hat darum, als sie noch für die Grünliberalen im Nationalrat sass, einen Vorstoss für einen einfacheren Zugang von Schwerkranken zu Cannabis-Heilmitteln lanciert. Konkret forderte sie eine Pilotstudie des Bundes zum Thema.

In der Debatte zu Kesslers Vorstoss im Juni vor einem Jahr brachte SVP-Nationalrätin Andrea Geissbühler ähnliche Argumente gegen Cannabis in der Medizin vor wie schon ihre Mutter Sabina: Es gehe hier um eine «Legalisierungstendenz unter dem Deckmantel <für Schwerkranken>», so Andrea Geissbühler. Sie verglich Cannabis-Konsum mit «russischem Roulette» und forderte, Kesslers Vorstoss «aus Gründen des Jugendschutzes» abzulehnen. Sowohl der Nationalrat wie der Ständerat hiessen ihn allerdings gut. Die Resultate der Abklärungen des Bundes dazu stehen noch aus.

Die Verwendung von Cannabis-Heilmitteln mit Drogenkonsum gleichzusetzen, ist sicher unstatthaft. Cannabis-Medizin kann zwar Nebenwirkungen haben, die Effekten des Kiffens gleichen. So seien etwa oft Müdigkeit und Schwindel zu beobachten, sagt Apotheker Manfred Fankhauser. Allerdings seien solche Symptome in ihrer Intensität nicht mit denjenigen des Cannabis-Rauchens zu vergleichen. Insbesondere werde der Gehalt der Rauschsubstanz THC in Medikamenten so tief gehalten, dass bei der üblichen Dosierung eine Rauschwirkung fast ausgeschlossen sei. Eine Studie der amerikanischen Columbia University hat letztes Jahr gezeigt, dass die Freigabe von Cannabis als Arznei den Drogenkonsum nicht etwa fördert, wie Gegner behaupten.

Klar ist, dass sich heute wegen des schwierigen Zugangs zur Cannabis-Medizin viele Patienten ihren Hanf auf illegalem Weg besorgen – sei es durch Einkäufe auf dem Schwarzmarkt oder durch eigenen Anbau. Damit starten sie dann Selbstversuche. «Die illegale Medikation ist noch immer am häufigsten», sagt Jürg Gertsch. «Diese Methoden sind dann in der Tat mit etlichen gesundheitlichen Risiken behaftet», so der Forscher. Denn wegen der unbekanntenen Konzentration der Wirkstoffe seien die Effekte solcher Selbstversuche kaum vorhersehbar. ○

Gottes eigene Apotheke

Literarische Rauchzeichen aus der Welt des Cannabis: Rainer Schmidt hat einen der lustigsten und irrsten Krimis geschrieben, die derzeit auf Deutsch zu haben sind.

Von Matthias Matussek

Dabei kiffe er noch nicht mal, sagt er und: Besonders Jugendliche sollten die Finger von dem Zeug lassen, aber damit ist Rainer Schmidt auch schon durch mit dem, was als Moralpredigt bezeichnet werden könnte. Schliesslich ist der blonde, breitschultrige Hüner, der in seinem Stammcafé in Berlin Charlottenburg vor mir sitzt, die coolste und abgebrühteste und drogenerfahrenste Szenefigur, die man sich ausserhalb seines neuen, irre komischen Polit-Kiffer-Romans «Legal high» vorstellen kann.

Er sieht nach Krafraum und Jogging und Diätplan aus.

War Chef des deutschen *Rolling Stone*, hat vor Jahr und Tag seine Raver- und Love-Parade-Zeiten in dem atemlosen Bericht «Liebestänze» im Berliner «Bunker» vorgestellt beziehungsweise abgehakt, hämmernde Prosa in Stroboskopblitzen, Love-Parade und Wahnsinn; nun ist er Ehemann und Vater, aber er hat nicht vergessen, wie man Tempo und trockenen Witz in Prosa umsetzt. Dazu ist er ein Forscher alter Schule.

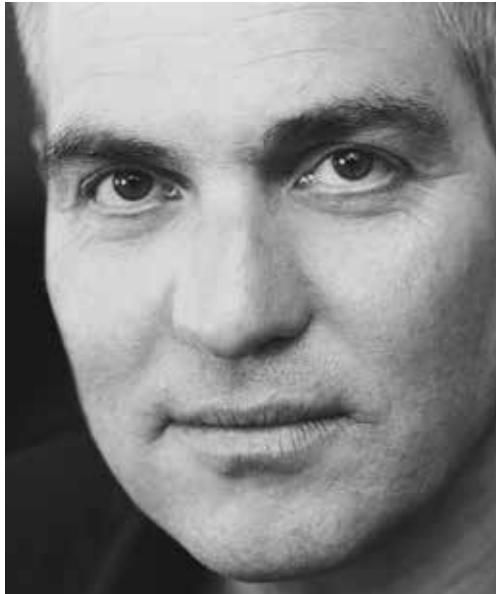
Steuereinnahmen in Millionenhöhe!

Rainer Schmidt ist kein Missionar, aber er hat durchaus eine Botschaft. Sie deckt sich mit der Mehrheit deutscher Richter und Sozialarbeiter und Soziologen: «Hört auf, den Marihuana-Genuss zu kriminalisieren, die Gefängnisse sind voll mit diesen Kleinganoven, und die Grossdealer machen Kasse. Wenn Alkohol, diese verheerende, Körper und Seele fressende Droge legal ist, warum dann nicht Cannabis aus Gottes eigener Apotheke, der Natur?»

Vor zwei Jahren hat er mit «Die Cannabis GmbH» die Geschichte des «Dude» aufgeschrieben, den er im Knast Stunden und Tage interviewte: wie er zum erfolgreichsten deutschen Hanf-Pflanzer wurde, mit dem Ehrgeiz, das absolut reinste und beste Zeug zu züchten, was auf dem Markt zu kriegen war – und wie er aufflog.

Nun kehrt der Dude zurück, in einem der lustigsten und irrsten Krimis, die derzeit auf Deutsch zu haben sind. «Legal high» also.

Der Plot? Nun, der Dude brummt, während draussen die «Legalize»-Kampagne auf Hochtouren läuft, denn mächtige Pharmalobbyisten, die sich bisher aus kommerziellen Gründen gegen die «Droge» ausgesprochen haben, schwenken um – die Leute wollen das Zeug, und die Pharmafritzen wittern nun im Heil-



Tempo und trockener Witz: Autor Schmidt.

kraut Cannabis das ganz grosse Geschäft. Und Seehofer will es ebenfalls, er denkt an seine Landwirte.

Auch der Finanzminister lässt sich durch Legalisierung beeindrucken – Steuereinnahmen in Milliardenhöhe!

«Ob der Schäuble heimlich kiff?»), fragt sich die Kanzlerin, während sie die Pressemappe durchblättert und dort dessen Interviews – sie nennen ihn «die schwarze Null» hier oben, wo der Blick schweifen kann auf die grüne Wiese vor dem Reichstag, auf denen Grüppchen von Jugendlichen herumsitzen und sich Zigaretten drehen oder was anderes. Wahrscheinlich was anderes.

Das ist der Blick der alternativlosen Kanzlerin, und dazu die Umfragen, die Befürworter der Cannabis-Legalisation sind mittlerweile in der Mehrheit, und wenn sich eine auf Umfrage- und Beliebtheitskurven versteht, dann ja sie.

Auch andere warten auf das «Grün»-Signal und scharren mit den Hufen, allen voran Dr. Drumbach, der sich Andy nennen lässt, der Brausefabrikant, der mit seinen milde aufputschenden Drinks (plus sinnloser Abenteuersport-Wettbewerbe) einen Lifestyle kreiert und Milliarden geschneit hat.

Sein Marketingexperte kommt mit der genialen Idee zu gleich zwei Drinks, denn Cannabis lässt sich in zwei Wirkungen heranzüchten: einer sedativen und einer animierenden. Die spritzige Variante besteht zur Hauptsache aus THC, sie wird «action bullet» heissen. Und das

beruhigende CBD, das Schmerzen lindert, soll als «peace bullet» den Markt erobern.

Wie sagte Elke Heidenreich?

Bald sind deutsche Lagerhallen und alles, was sich zu Gewächshäusern ausbauen lässt, unter der Hand fast ausverkauft, eine Menge Leute wartet auf das «Go», und da gibt es doch diesen legendären Züchter, wie heisst der Vogel? Dude?

Ja, was macht der Dude eigentlich? Der sitzt im Knast. «Der Justizvollzug kam dem Dude vor wie eine staatlich finanzierte Kriminellen-Hochschule. Fachbereiche Betrug, Schmuggel, Überfälle, Drogenhandel, sonstige Verbrechen.» Der Dude ist angegriffen worden von einem durchgeknallten Rumänen, und da er überleben will, sucht er Schutz. Bei Alexej, dem Russen, und das sind Dialoge, die Schmidt beherrscht wie Ross Thomas.

«Alexej wollte gerade gehen, da kam der Dude in die Zelle.

«Niemand wird dir etwas tun.»

«Ich weiss nicht, ob ...»

«Alles ist gut.»

«Okay. Danke.»

«Nein, nicht ‚danke‘. Du schuldest uns jetzt einen Gefallen.»

«Ich ...»

«Wir kommen auf dich zu.»

Der Dude blickte in die Zelle. Alle wichen seinen Augen aus. Stille. Er legte sich aufs Bett. Die Russen. Die machten nichts umsonst. Niemals.»

Wie er sich in diesem irrwitzigen Krimi-Slapstick behauptet und sich alles zum Guten wendet, soll hier nicht verraten werden. Denn, wie sagte Elke Heidenreich in ihrer Sendung? «Lesen!»

Das ist ein Befehl.

Und für die Begriffsstutzigen, die auf «Cannabis» unbedingt «Gefängnis» reimen wollen, hat der Dude in seiner Zelle noch ein paar deutliche Worte: «Sie mischen dich unter die grössten Verbrecher, auf dass du so werden mögest wie die, damit sie wenigstens im Nachhinein recht haben, wenn sie behaupten, dass du immer schon einer von denen warst. Sie machen dich kaputt, um zu beweisen, wie kaputt du bist. Das ist pervers, dachte der Dude.»



Rainer Schmidt: Legal high. Rowohlt. 352 S., Fr. 28.90

Leeres Versprechen

Der Bund kündigt an, den Finanzplatz Schweiz künftig im Ausland besser verkaufen zu wollen. Bei genauerem Hinsehen kommen Zweifel an diesen Absichtserklärungen auf. Das Verständnis für die Ziele von EU, G-20 und OECD scheint wichtiger zu sein. *Von Beat Gygi*

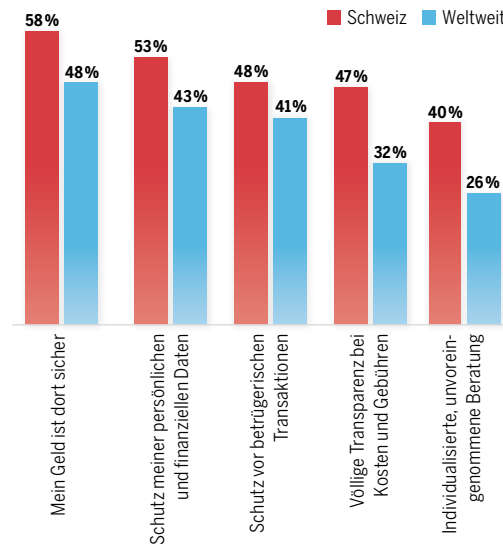
«Die Schweizer Finanzbranche zählt zur Weltspitze und arbeitet sicherer und sauberer, als Kritiker und Konkurrenten es immer wieder darstellen.» – «Wir lassen uns den Ruf des Finanzplatzes Schweiz nicht mehr einfach so schlechttreden.» – «Wir werden dafür sorgen, dass unsere Firmen bei Finanzinnovationen an der Spitze mithalten können.» – «Von nun an werden wir uns im Ausland besser verkaufen.» Mit diesen Aussagen lassen sich die Ausführungen zur strategischen Stossrichtung der künftigen Finanzmarktpolitik zusammenfassen, die Bundesrat Ueli Maurer in der vergangenen Woche der Öffentlichkeit vorgestellt hat. Für ihren Auftritt und ihre Finanzplatzstrategie hat die Regierung von vielen Seiten, vor allem aus der Banken- und Versicherungsbranche, Lob erhalten. Der Ansatz gehe in die richtige Richtung, war von der Schweizerischen Bankiervereinigung und einigen Banken zu hören.

Widmer-Schlumpfs Erbe

Auf den ersten Blick sieht es tatsächlich sinnvoll und vielversprechend aus, wenn die Regierung die Schweizer Finanzbranche im Ausland fortan wirkungsvoller vermarkten und im Inland den neuen Technologien mehr Bewegungsfreiheit gewähren will als bisher. Noch frisch sind ja die Erinnerungen an die vergangenen Jahre, in denen sich der Bundesrat alles andere als energisch gegen die Beseitigung des Bankkundengeheimnisses für ausländische Kunden gewehrt und den vom Ausland geforderten und erzwungenen Übergang zum automatischen Informationsaustausch über persönliche Finanzdaten zwi-

Standortvorteile der Schweiz

Vertrauen der Anleger in ihren primären Finanzdienstleister mit Blick auf ausgewählte Aspekte: Anteil der Antwortenden, die «volles Vertrauen» haben, in Prozent



QUELLE: EY

Immer noch eine Insel.

schen Staaten tendenziell unterstützt hatte. Und beim Rennen um neue Technologien und Automatisierung im Bankgeschäft fragen sich viele Fachleute nervös, ob etablierte Schweizer Finanzkonzerne wohl fit genug sind, um ihre Stellung zu halten.

Im günstigen Fall kann es also sein, dass das Finanzdepartement unter der Führung von Ueli Maurer nun besser zum Finanzplatz Schweiz schauen wird als unter seiner Vorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf. Bei

einem genaueren Blick in die Vorlage des Bundesrats rücken aber zwei weitere Punkte in den Vordergrund, die weniger Anlass zur Zuversicht geben:

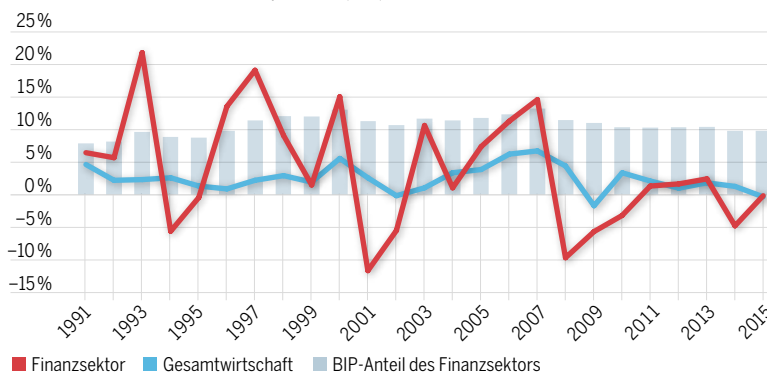
1 — Die Stossrichtung des Berichts zielt an wichtigen Problemen des Finanzplatzes vorbei oder lenkt sogar davon ab. Selbst wenn die Ratschläge umgesetzt werden sollten, wird sich also kaum etwas daran ändern, dass der Bankensektor grosse Schwierigkeiten hat, im herrschenden Dickicht der Regulierung die nötige Ertragskraft zu erreichen.

2 — Der Bericht erweckt trotz gegenteiligen Absichtsbekundungen den Eindruck, in der hiesigen Regierung und Verwaltung stecke nicht genug Energie, um von der unentschlossenen und zaghaften Vertretung der Schweizer Positionen gegenüber dem Ausland wegzukommen.

Die Grafik unten links auf dieser Seite zeigt, welche hektische, ja kränklige Entwicklung die Bankenbranche seit Jahren durchmacht. Die Wertschöpfung wächst und schrumpft in ziemlich wilden Bewegungen und verliert im Vergleich mit der Gesamtwirtschaft tendenziell an Gewicht. Das ganze Auf und Ab bringt entsprechende Ertragsschwankungen, und die extrem niedrigen Aktienkurse von Grossbanken deuten darauf hin, dass die Anleger den Bankmanagern nicht zutrauen, dass sie die Gewinne ihrer Unternehmen nächstens so steigern können, dass die Banken langfristig Wert schaffen. Das Vertrauen der Kunden in die Banken ist denn auch weiter gesunken. Nach jüngsten Erhebungen des Beratungsunternehmens EY hatten in

Wildes Auf und Ab

Jährliche Wachstumsraten von Finanzsektor und Gesamtwirtschaft sowie die Anteile des Finanzsektors am Bruttoinlandsprodukt (BIP)

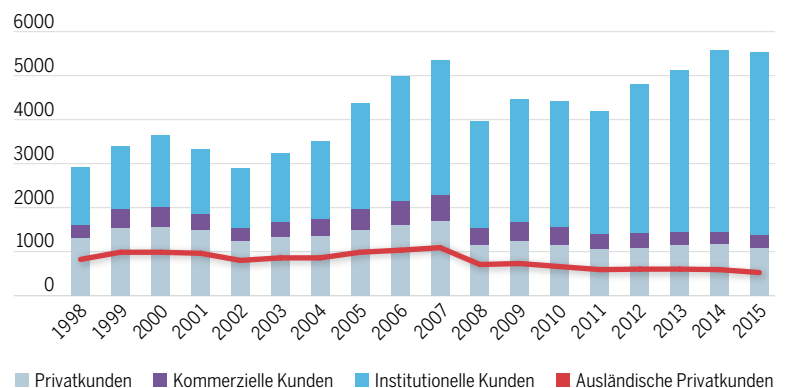


QUELLEN: BFS, SNB, EFD

Gewichtsverlust.

Vermögensverwaltung im Bann der Profis

Wertschriftenbestände der Schweizer Banken nach Kundensegmenten, in Mrd. Fr.



QUELLEN: SNB, EFD

Weniger Ausländer.



Die expansive Geldpolitik hat viele Banken in eine Sackgasse getrieben: Paradeplatz in Zürich.

der Schweiz 30 Prozent der Bankkunden in letzter Zeit weniger Vertrauen in die Branche als ein Jahr zuvor. Nur 11 Prozent sind zuversichtlicher geworden, der Saldo ist also minus 19 Prozent. Am stärksten war der Vertrauensverlust netto in Italien (–47 Prozent), Spanien (–30 Prozent) und Deutschland (–26 Prozent).

Eingeschränkte Spielräume

Den Leuten ist offensichtlich bewusst, dass das Bankgeschäft härter geworden ist. Das Beratungsunternehmen Oliver Wyman schätzt, dass die von Kunden kommenden Gelder in der Vermögensverwaltung langsamer zunehmen werden als bisher erwartet und dass die Erträge der Banken in den nächsten fünf Jahren um fast einen Zehntel nachgeben werden, unter anderem wegen sinkender Verwaltungsgebühren. Wie aus der Grafik unten rechts auf Seite 40 hervorgeht, geben die professionellen Anleger, die Institutionellen, als Kunden in der Vermögensverwaltung zunehmend den Ton an, was den Druck auf die Gebühren erhöht und Banken vermehrt zu Rationalisierungen zwingt.

Kurz gesagt: Früher war der Bankensektor eine gewinnträchtige und politisch einflussreiche Stütze der Schweizer Wirtschaft, seit der Finanzkrise ist er eine öffentlich beaufsichtigte Baustelle. Das hängt nicht nur mit den Märkten zusammen, sondern auch damit, dass die Politik die Spielräume der Banken stark einschränkt. Thomas Mayer, früherer Chefökonom der Deutschen Bank und heute

Seit der Finanzkrise ist der Bankensektor eine öffentlich beaufsichtigte Baustelle.

Gründungsdirektor des Flossbach von Storch Research Institute sowie Honorarprofessor an der Universität Witten/Herdecke, hat im Sommer in der *Weltwoche* dargelegt, wie ein grosser Teil der europäischen Banken durch die Politik praktisch gelähmt wird, vor allem das in Europa verbreitete Modell der Universalbanken.

Die Widersprüche zwischen einer Finanzstabilitätspolitik, die als Medizin gegen *too big to*

fail höhere Eigenkapitalquoten und verringerte Steuerzahlerhaftung verlangt, und einer auf Stimulation ausgerichteten expansiven Geldpolitik haben viele Banken in eine Sackgasse getrieben. Die Verschiebung der Haftung von den Steuerzahlern auf Bankaktionäre und Gläubiger erhöht nämlich die Risikoprämien auf Bankaktien und Anleihen, denn Aktionäre verlangen mehr Eigenkapitalrendite, um für das gestiegene Risiko entschädigt zu werden. Höhere Eigenkapitalrenditen sind bei Null- und Negativzinsen aber nicht möglich, ja die Gewinnmargen leiden massiv.

Verschärft wird die Lage der Schweizer Grossbanken dadurch, dass die Politiker beim Formulieren der Kapitalanforderungen noch strenger waren als die ausländischen Kollegen, um einen «Swiss Finish» einzubauen. Die Null- und Negativzinspolitik zwingt die Banken also erst recht auf einen Weg mit kümmerlichem Wachstum und schwacher Ertragskraft – und das im Stil eines Teufelskreises, wenn die Notenbanken meinen, sie müssten die flauere Wirtschaft durch immer noch mehr Geld stimulieren. >>>

«Hochglanz-Broschüren genügen nicht»

Der Schweizer Finanzplatz sei besser als sein Ruf im Ausland, sagt der Lobbyist und ehemalige Schweizer Botschafter Thomas Borer. Es bestehe Handlungsbedarf. Von Beat Gygi

Herr Borer, Sie plädieren seit langem dafür, dass der Schweizer Finanzplatz eine internationale Kommunikationsstrategie braucht. Hat der Bundesrat mit seinem Bericht von vergangener Woche diese Lücke geschlossen?

Der Bundesrat hat in substanziellen Bereichen gute Vorschläge gemacht, aber erneut fehlen Ideen, wie die Finanzmarkt-Aussenpolitik der Schweiz geführt werden soll. Es muss darum gehen, die Eigenschaften und Ziele des Schweizer Finanzplatzes im Ausland ausreichend darzustellen und die Reputation, die in den letzten Jahren Schaden genommen hat, wiederherzustellen. Es muss ein Goodwill-Reservoir für den Finanzplatz im Ausland aufgebaut werden, um dessen Ziele umsetzen zu können.

Ist es denn Aufgabe des Staates, den Ruf einer Branche zu reparieren?

Es ist klar, den Hauptteil dieser Arbeit müssen die Schweizerische Bankiervereinigung und die privaten Unternehmen erbringen. Aber Bundesrat und Verwaltung müssen sich überlegen, wie sie die wichtigsten Ziele des hiesigen Finanzplatzes in internationalen Gremien wirksam vertreten können.

Wenn die Schweizer Banken im Geschäftsalltag beweisen, dass sie sorgfältig und sauber arbeiten, sollte dies den Ruf des Finanzplatzes doch stärken.

Das ist ja in den letzten Jahren grossenteils der Fall gewesen, aber im Ausland wurde das viel zu wenig zur Kenntnis genommen. Man muss auf nachhaltige Weise im Ausland aufzeigen, welche hochstehenden Dienstleistungen der Schweizer Finanzplatz erbringt. Man muss auch klarmachen, dass die Schweiz mit Blick auf die Compliance, also das Einhalten der Gesetze, weltweit einen Spitzenplatz einnimmt.

Es gibt also Wissenslücken bei ausländischen Politikern und Regulatoren?

Ich stelle bei Gesprächen beispielsweise in den USA und in Deutschland immer wieder fest, dass es gegenüber dem Finanzplatz Schweiz grosse Vorurteile gibt. Das hat reale Auswirkungen. So ist die Schweiz unlängst in den Ranglisten des Global Financial Centres Index aus der Gruppe der zehn Besten gefallen. Und es ist so: Wahrnehmung ist Realität,

wir müssen deshalb unsere Wahrnehmung im Ausland verbessern.

Es reicht also nicht, wenn UBS und Credit Suisse für sich selber eine geeignete PR-Strategie entwerfen?

Es geht um mehr als um PR und Werbung, es geht darum, in den wichtigen Märkten bei Meinungsmachern eine positive Veränderung der Einschätzung des Finanzplatzes Schweiz zu erreichen. Das erfordert eine über mehrere Jahre geplante PR- und Lobbying-Strategie. Hochglanz-Broschüren genügen nicht, es braucht Auftritte in wichtigen Zeitungen und anderen Medien und darüber hinaus wissenschaftliche Arbeiten, unzählige Gespräche und politische Vorstösse im betreffenden Land.

War die Schweizer Regierung in den internationalen Gremien zu nachgiebig gegenüber den Regulierungen?

Die Schweiz war wegen des Bankgeheimnisses lange in der Defensive, aber nachdem wir unsere Hausaufgaben nun gemacht haben, müssen wir offensiver und energischer gegen unsinnige Regulierungen vorgehen.

Die USA sind heute das grösste Steuerparadies der Welt. Kann man mehr tun, als sich darüber aufzuregen?

Man kann das als gottgegeben hinnehmen und sagen, die Amerikaner hätten eben zehn Flugzeugträger und die Schweiz keinen. Oder man kann auch hier eine langfristige Strategie aufbauen. Die Schweiz müsste Partner gewinnen, die sich ebenfalls an den US-Steuerregimes stören, müsste Koalitionen suchen mit andern Ländern, aber auch mit innenpolitischen Akteuren in den USA, denen die amerikanische Doppelmoral ein Dorn im Auge ist. Ich rufe in Erinnerung, dass das Ausland fünfzehn Jahre brauchte, um das Schweizer Bankgeheimnis zu Fall zu bringen. So wird man mit Blick auf die USA in ähnlichen Kategorien denken müssen.



Thomas Borer

Der Unternehmensberater und Diplomat leitete von 1996 bis 1999 die Task-Force Schweiz – Zweiter Weltkrieg. Anschliessend war er bis 2002 Schweizer Botschafter in Deutschland.

Da die Banken auf der Kostenseite mit wachsenden Problemen kämpfen, ist die Idee einer Kostenteilung in den Vordergrund gerückt. Kürzlich hat UBS-Konzernchef Sergio Ermotti vorgeschlagen, die grösseren Banken könnten eine gemeinsame Transaktionsplattform einrichten, sozusagen als gemeinsames Back-office, um so durch Grössenvorteile Kosten einzusparen. Der Chef der Schweizer Börse

Gelder fliessen in die USA, weil sie dort zuverlässig versteckt werden können.

SIX Urs Rügsegger liess sogleich verlauten, dass die Börse ideal wäre, um eine solche Infrastruktur aufzubauen. Nach der Einschätzung von Raymond J. Bär, früher an der Spitze der Bank Julius Bär und heute Verwaltungsrat mehrerer Unternehmen, war man in der Bankenbranche noch nie so nah an einer derartigen Kooperation wie heute. Von zentraler Bedeutung wären seiner Ansicht nach die Führungsstrukturen einer solchen Plattform, da unterschiedliche Interessen zusammengebracht werden müssten und nicht alle Banken die gleichen Übergangskosten hätten.

Die Ertragsprobleme der Finanzbranche gehen aber über die Kosten hinaus und sind umso erdrückender, als die internationale Konkurrenz den Schweizer Finanzplatz auch vom Mitelaufkommen her unter Druck setzt. Am deutlichsten zeigt sich dies mit Blick auf die USA, die sich nicht an die Regeln des automatischen Informationsaustausches halten und in einigen Gliedstaaten selbst grosse Steuerparadiese unterhalten. Die Gefahr ist gross, dass zunehmend Gelder in die USA fliessen, weil sie dort zuverlässig versteckt werden können.

Betont verständnisvoll

Der Bundesrat verspricht in seinem Bericht, er wolle sich für günstige Aussenbeziehungen des Finanzplatzes einsetzen: für einen möglichst offenen Zugang von Schweizer Instituten zum EU-Markt und dafür, dass alle andern die Regeln des automatischen Informationsaustauschs auch einhalten – mit andern Worten: für ein «level playing field», also für gleich lange Spiesse.

Beim Lesen dieser Abschnitte im Bundesratsbericht kommen allerdings Zweifel daran auf, ob die Schweizer Regierung künftig wirklich kräftiger auftreten wird. Der Tonfall ist betont verständnisvoll, wenn von den Bemühungen der EU, der G-20 und der OECD die Rede ist, die auf die internationale Koordination von Finanzregulierungen abzielen, auf den Austausch von Steuerinformationen oder die Einschränkung des Steuerwettbewerbs. Am Schluss bleibt das Gefühl, dass der Geist des Finanzdepartements nicht an Angriffigkeit gewonnen hat. ○

Wirtschaft to go!

Egal wo, egal wann.

Ihr Digital-Abo der HANDELSZEITUNG unter
www.handelszeitung.ch/abo

Handelszeitung
Die Schweizer Wochenzeitung für Wirtschaft



«Wir haben das Verlieren satt»: Tawni Carmy (r.) mit Ehemann.



«Ehrlich und aufrichtig»: Jay und Susannah.

Bei den «Erbärmlichen»

Hillary Clinton hat die Hälfte der Trump-Unterstützer als Rassisten, Sexisten, Fremdenfeindliche und Islamophobe bezeichnet. Wo wohnen diese «unverbesserlichen» Menschen? Wie denken sie? Was geschieht mit ihnen nach den Wahlen? Eine Feldstudie auf dem amerikanischen Boden der Realität. Von Urs Gehrig

Nun, da der Chor der Experten und Gelehrten vereint in ein Requiem auf Donald Trump einstimmt, lohnt es sich, ein paar jener Menschen kennenzulernen, die den «verrückten» Kandidaten bis vor die Ziellinie getragen haben. Über sie kursieren rudimentäre Schattenrisse: Grobschlächtig und klischiert geben Medien seit Monaten jenes Bild von ihnen wieder, das Hillary Clinton geprägt hat:

«Man kann die Hälfte der Trump-Unterstützer in jenen Ort hineinstecken, den ich den Eimer der Erbärmlichen [«basket of deplorables»] nenne... Es sind Rassisten, Sexisten, Homophobe, Xenophobe, Islamophobe – und so weiter», sagte Clinton Anfang September an einer Gala in New York unter dem Gelächter der versammelten LGBT-(Lesbian Gay Bisexual Transgender)Gemeinschaft.

Wer durch Amerika reist, trifft sie überall, Hillarys «Klägliche» und «Erbärmliche»: in Kneipen, Tankstellen, Supermärkten, Highways, Schulen, Bauernhöfen, Werkstätten, ja sogar an Universitäten und selbst mitten in Manhattan. Spricht man mit ihnen, fallen drei Merkmale besonders auf. Erstens: Vom Teenager bis zur Grossmutter ist jeder Jahrgang vertreten. Zweitens: die Fraktion der Frauen gleich stark wie jene der Männer. Und drittens sind Schwarze und Latinos ebenso vertreten – wenn auch die Mehrheit weisser Hautfarbe ist – wie Menschen unterschiedlicher sexueller Orientierung und religiöser Färbung.

Egal, wie die Wahlen ausgehen: Die «Erbärmlichen» werden nicht verschwinden. Sollte Trump das Blatt noch wenden, werden sie das Fundament seiner Macht sein. Sollte Hillary obsiegen, wird sie nicht umhinkommen, ihnen die Hand zu reichen. Es sei denn, sie halte an ihrer Meinung fest, das Dutzende Millionen ihrer Landsleute unverbesserlich («irredeemable») sind.

Tawni Carmy — «Im Frühling war ich noch nicht für Trump. Ich wollte unbedingt das Bernie-Ding durchziehen. Seither ist viel passiert. Hillary hat Bernie die Nomination gestohlen. Trump hat durchgepowert. Und ich habe Jack geheiratet. Na ja, von Bernie zu Trump war's ein langer Weg. Aber ich habe beide Programme studiert. Bernie wollte alles gratis abgeben. Das geht nicht, ehrlich, irgendwer muss Schulen und all das bezahlen. Vom Typ her sind sich Bernie und Trump ähnlich. Beide sind *regular guys*, authentisch, direkt und nicht vom Establishment gewaschen. Unsere Freunde wollen alle Hillary. Sie hassen es, mit uns über Politik zu sprechen. Sie denken, Trump verachte die Schwulen. Aber das stimmt nicht. Trump hat nie etwas gegen Schwule gesagt. Wirtschaft, Migration, all das ist wichtig. Aber am wichtigsten ist mir Sicherheit. Weissst du, wir wollen nicht sterben. Bei Hillary habe ich dieses miese Gefühl, dass sie einen dummen Krieg anzettelt. Hillary ist verrückt. Sie betrügt und ist böse. Mit ihr als Präsidentin werden wir garantiert

verlieren. Jack und ich, wir haben so viel auf die Schnauze gekriegt. Wir haben das Verlieren satt. Wir haben beschlossen: «Von nun an wollen wir gewinnen.» Und mit Donald Trump beginnen wir damit.»

Kenn Kuzmick — Vietnamveteran, 70, geboren in Pennsylvania. Er steht ganz allein hinten in der Halle, in der eine Trump-Veranstaltung stattfindet. Während der Kandidat auf der Bühne loslegt, macht Kenn ein saures Gesicht, als habe er in eine Zitrone gebissen.

«Von wo bist du? Aus der Schweiz? Ihr Schweizer seid das humorloseste Volk auf



«Hillary glaube ich kein Wort»: Kenn Kuzmick.



«Vertrauen in Gott»: Richard Acton.

dieser gottverdammten Erde. Ich bin durch euer Land getrampt. Verwahrlöst wie ein Strassenköter sah ich aus, nur mit einer Zahnbürste um den Hals. Das war 1970, als ich aus Vietnam zurückkehrte. Ich war Sanitäter beim 1st Battalion 9th Marines. Weissst du, wie man uns nannte? <The Walking Dead> (Die wandelnden Toten). Hier, es steht auf meiner Mütze. 70 Prozent meiner Kumpels hat der Vietcong gekillt. Heute bin ich das erste Mal seit 45 Jahren an einer politischen Veranstaltung. Ich vertrage Menschenansammlungen nicht. Sie machen mich nervös. Trump? Eigentlich kann ich den Typen nicht ausstehen. Ein arschkalter Businessman ist er. Freunde von mir, Geschäftsleute, hat er über den Tisch gezogen. Aber er spricht Klartext. Trump sagt, wie es ist. Das mag ich. Und er lügt nicht. Hillary glaube ich kein Wort. Sie versaut alles. Deshalb stimme ich für Trump. Schweizer bist du, schau an! Kompletts humorlos seid ihr. Und todseriös. Einmal machte ich Autostopp ausserhalb von Zürich, zwei Uhr nachts, arschkalt war's, und keine Seele war auf der Strasse. Da kam ein Typ auf dem Fahrrad den Hügel heruntergefahren. Vor ihm schaltete die Ampel auf Rot. Was machte der Typ? Er stoppte. Mutterseelenallein. Und wartete, bis die Ampel auf Grün schaltete. Unglaublich.»

Susannah — Susannah und Jay, ein junges Paar an einer Trump-Veranstaltung. Sie scheinen mehr mit sich beschäftigt als mit dem Matador auf der Bühne. Während der ganzen Rede necken sie sich und schiessen Selfies.

«An Trump mag ich, dass er versucht, den Leuten zu helfen. Hillary versucht, Dinge vor uns zu verstecken. Manchmal ist er ein bisschen *too much*. Aber er ist ehrlich und aufrichtig. Er sagt, er werde den Latinos helfen, das unterstütze ich. Sie werden sehr schlecht behandelt,

die Latinos. Die Dinge, die er über Frauen sagte – nun, einiges davon war ziemlich übel. Das hat mich schockiert. Aber er hat definitiv noch immer meine Unterstützung. Leider kann ich nicht für ihn stimmen, ich bin ein Jahr zu jung. Aber Jay, mein Sweetheart, gibt ihm die Stimme.»

Richard Acton — Manchmal holt einen die Geschichte ein. In Fleisch und Blut. Vor den Toren einer Trump-Veranstaltungsstätte winkt Abraham Lincoln. Ein Meter neunzig hoch, mit Kinnbart und Adlernase. In diesem Leben heisst er Richard Acton.

«Ich fühle ihn immer. Ich habe dieselbe Krankheit wie er, das Marfan-Syndrom: grosse Hände, Trichterbrust, Herzprobleme. Ich bin nicht abergläubisch, aber wenn ich nach Washington reise, zu seinem Monument, dann ist das sehr speziell. Ich und Abe, wir sind uns auch von der Art her ganz ähnlich. Mutig. Arbeiten hart. Und aufgeben? Boy, das Wort kenne ich nicht. Diese Eigenschaften verbinden uns mit Trump. Abe, Donald und ich sind eigentlich eine Einheit. Wir sind Kämpfer. Lincoln war ein ehrlicher Mann und hat sich für die Schwarzen eingesetzt, gleich wie Trump. Ich bin achtzigjährig, gesundheitlich gut in Schuss und pausenlos im Einsatz für Trump. Ich ziehe die Menschen an, und dann versuche ich, sie zu überzeugen. Wird Trump gewinnen? Absolut. Glauben Sie den Umfragen nicht. Ich sage nur <Brexit!> Wissen Sie noch? Die Umfragen werden vom Establishment durchgeführt. Haben Sie vernommen, dass die Demokraten Leute anheuern, die bei den Trump-Auftritten Ärger machen? Jetzt machen die Medien so viel Aufheben, weil Trump offenlässt, ob er das Wahlergebnis anerkennen werde. Ich bin stolz auf ihn. Die ganze Presse ist voreingenommen.



«Sein Gewäsch über Frauen? Ist mir komplett egal»: Nico Simpson.

96 Prozent sind für die Demokraten. Es ist eine Verschwörung gegen Trump im Gang. Nichts Persönliches gegen Sie, Sir, aber ihr lügt. Gut möglich, dass es zu Protesten kommt, sollten sich die Wahlen als gefälscht erweisen. Aber das Land wird sich nicht spalten wie zu Lincolns Zeiten? Machen Sie sich keine Sorgen, Sir. Ich habe Vertrauen in Gott. Es wird keine *troubles* geben. Wir sind Amerikaner, wir werden uns wieder vereinen.»

Nico Simpson — «Desert Inn», eine Kneipe an der Yeehaw Junction mitten in Florida, aus den 1880er Jahren. Im ersten Stock gab es früher ein Bordell. 1973 wurde dort der letzte Gast bedient. Es läuft Hillbilly-Musik. Am Tresen steht Nico Simpson, 36. Sie stammt aus Albany, New York, und hat Nephrologie – Nierenkunde – studiert. Derzeit hat sie kaum eine Flasche Bier auf Lager, wegen des Hurrikans «Matthew» ist der Nachschub im Verzug.

«Ich hatte das Privileg, Trump von einer ganz speziellen Seite kennenzulernen. Mein Vater war Cop in New York City. Da bekam er so einiges mit, was in der Stadt lief. Eines Tages kam er nach Hause und erzählte mir Folgendes: Donald Trump war mit seiner Limousine unterwegs. Da hatte er einen Platten. Ein Auto hielt an, ein Pärchen stieg aus, die Frau hochschwanger, und bot Hilfe an. Die beiden hatten keine Ahnung, wer hinter den getönten Scheiben der Limo sass. Sie gingen also mit dem platten Rad zu einem Mechaniker und brachten es geflickt zurück. Keinen Penny wollten sie für ihre Hilfe, bloss das Geld für den Reifen. Wisst ihr, was Trump gemacht hat? Ohne sich zu erkennen zu geben, notierte er ihre Autonummer. Ein Polizeikollege meines Vaters half ihm, die Adresse des Pärchens ausfindig zu machen. Was machte also Trump? Er schickte seinen nichtsahnenden Helfern einen Blumenstraus mit einer Karte:

«Wir haben die Hypothek eures Hauses abgezahlt.» Das ist der Trump, den ich in meiner Jugend kennengelernt habe. Meine Eltern stammen aus Puerto Rico, sie haben sich in der Bronx kennengelernt. Dad sagte immer: «Mir ist egal, was einer für Schuhe trägt. Wir alle enden in einer Kiste unter der Erde. Was zählt, sind Taten.» Deshalb wähle ich Trump. Sein Gewäsch über Frauen? Ist mir komplett egal. Frauen können noch viel üblere Dinge sagen, wenn sie knackige Männer taxieren. Wirtschaft, Migration, Sicherheit, das sind die entscheidenden Themen für mich. Trump mag etwas zynisch sein. Bin ich auch. Das ist ein guter Charakterzug, du musst das Gute vom Schlechten trennen. Siehst du, was auf meinem T-Shirt steht? «Caution – Stay 100 meters back or you will be shot» [steht auf Englisch und Arabisch]. Das habe ich vor fünf Jahren an einem Bike-Rallye in Daytona gekauft. Bloss etwas macht mir Sorgen bei Trump: Ich fürchte, die Macht wird ihn ändern, wenn er einmal im Weissen Haus sitzt.»

Denise und Samira — Denise und Samira, Mitte fünfzig, sind vor zwanzig Jahren von Brasilien nach Boca Raton, Florida, gezogen. Denise war Buchhalterin. Jetzt unterrichtet sie behinderte Kinder. Samira ist Haushälterin bei Millionären. Ihr Vater stammt aus dem Libanon. Sie spricht fünf Sprachen.

Denise: «Als Trump die Rolltreppe runterkam, waren wir hin und weg. Ein Mann, der sein Business so erfolgreich aufbaut und seine Kinder so wunderbar erzieht, der kann auch Amerika wieder auf die Beine stellen. «Make America Great Again!» Und zwar ganz Amerika, von Alaska bis Feuerland. Wir stammen aus São Paolo. Auch in Brasilien brauchen wir einen Trump. Klar, ein Land zu führen, ist etwas anderes, als ein Privatunternehmen zu leiten. Aber was hat denn Hillary geleistet? Samira, sag's ihm.» Samira: «Sie hat dreissig Jahre nichts gemacht. 30 000 E-Mails hat sie gelöscht. Jetzt wollen wir einen Businessman. Wir wissen, dass er die Dinge in Gang bringt.» Denise: «Wir müssen an ihn glauben. Wir wünschten, wir hätten eine Alternative. Aber es gibt keine.» Samira: «Er hat Dinge gesagt, die schaden seinem Ruf. Wie er über Frauen spricht. Ich mag das nicht. Aber er ist transparent. Er spricht Klartext. Hillary dagegen: ihr Lachen, die Art, wie sie sich gibt – wir wissen, dass sie lügt. Man kann ihr nicht trauen. Sehen Sie, ich bekomme Hühnerhaut.» Denise: «Es stimmt, viele Latinos haben Angst vor Trump. Besonders vor seiner Migrationspolitik und seinen wüsten Worten über Mexikaner. Wir beruhigen sie: «Er meint nur Kriminelle.» Viele sind schockiert, weil er direkt auf den Punkt kommt. Wir Brasilianer kennen das nicht.» Samira: «Wir unternehmen alles, damit er gewinnt. Wir gehen überallhin, sogar in die Kirchen. Manchmal schmeissen sie uns raus, wenn wir zu forsch Werbung machen. Es ist nicht einfach. Wir haben 10 000 Brasilianer mit Stimm-



«Feuer und Flamme»: Denise und Samira.



«Hillarys Rachsucht»: Deroy Murdock.



«Nicht mein erstes Rodeo»: Marilyn Parmet.



«Draussen im Dschungel»: Romeo John.

recht in Florida. Wir versuchen jeden und jede zu erreichen.» Denise: «Warum wir so Feuer und Flamme sind für Trump? Wir haben uns entschlossen, hier unser Leben zu führen und hier zu sterben. Aber schauen Sie doch, was mit Amerika passiert. Alles verlottert. Brücken, Strassen, Flughäfen.» Samira: «Trump muss hier in Florida gewinnen, besonders in Miami, sonst schafft er es nicht ins Weisse Haus. Es wird eng. Die nächsten Tage werden wir nicht ruhen. Ich habe ihm fünfzig Dollar gespendet.»

Deroy Murdock — Deroy Murdock, 52, ist Mitarbeiter von Fox News und Redaktor beim Online-Portal der *National Review*. Seine Eltern stammen aus Puerto Rico. Als Jugendlicher beteiligte er sich an Reagans Wahlkampagnen. Er bekennt sich offen zu seiner Homosexualität. Diesen Sommer trat er bei der Erstaufführung des ältesten Marx-Brothers-Musicals, «I'll Say She Is» aus dem Jahr 1924, als Produzent in Erscheinung. Das Skript war während Jahrzehnten verschollen. Als Treffpunkt hat er das «Gotham» vorgeschlagen, ein Restaurant der oberen Nobelklasse in Manhattan.

«Am liebsten hätte ich Marco Rubio als Präsidenten gesehen. Er hat das Potenzial zu einem Latino-JFK. Trump ist meine fünfte Wahl. Beim

gegenwärtigen Duell stehe ich als entschiedener Verfechter des freien Marktes voll hinter ihm. Die Bürokratie in Washington, D.C. ist tief korrupt, jemand muss den Stall ausmisten. Das kann nur einer von aussen tun. Ich mag nicht alles an Trump. Man sollte ihm das Handy wegnehmen, vor allem in der Nacht. Die 140-Zeichen-Twittererei entspricht nicht dem Niveau

«Warum bin ich als Schwarzer für Trump? Weil ich täglich erlebe, was da draussen abgeht.»

eines Präsidenten. Aber jede Sorge, die mich bei Trump umtreibt, ist bei Hillary zehnmal grösser. Sie ist sehr links, sehr sozialistisch, aber noch viel schlimmer ist Hillarys Rachsucht. Sie würde vier, vielleicht acht Jahre lang die Treibhunde der Bürokratie von Küste zu Küste auf jeden hetzen, der ihr nicht genehm ist. Das ist eine sehr erschreckende Perspektive. Ich glaube, Trump könnte alle überraschen. Wegen des *quiet conservative effect*. Viele Trump-Anhänger sagen nicht offen, dass sie für ihn stimmen. Wenn Hillary vor dem Wahltag in den Umfragen nicht mit grossem Abstand führt, geben diese Wähler den Ausschlag für Trump.

Garrett Carter — Garrett Carter, 24, ist Jungunternehmer. Er hat ein bescheidenes Natur- und formuliert überlegt. Er war Verkaufsangestellter beim konservativen Online-Portal *Newsmax*. Jetzt will er die Seite wechseln und in Tampa, Florida, eine kleine Agentur für Digitalmarketing aufbauen.

«Zuerst war ich für Rand Paul. Mir gefallen seine libertäre Wirtschaftspolitik und seine Opposition gegen kriegerische Interventionen. Wir haben 900 Militärbasen rund um die Welt, das kostet uns ein Vermögen. Wir müssen aufhören, überall den Sheriff zu spielen. Jedes Mal, wenn wir im Ausland militärisch eingreifen, ist da wie ein Tritt in ein Bienennest. Es wird alles nur noch schlimmer. Zuerst müssen wir unser eigenes Land verteidigen und das eigene Haus in Ordnung bringen. Nach acht Jahren Obama spüre ich mehr Spannung zwischen den ethnischen Gruppen als je zuvor. Ich erlebe eine Art umgekehrten Rassismus. Wer sich nicht dem Kodex der politischen Korrektheit unterordnet, wird an den Pranger gestellt. Meine Informationen hole ich bei kleinen Sites wie *Zero Hedge*, *Lew Rockwell* oder dem *Ron Paul Liberty Report*. Ich vertraue ihnen mehr, weil die Leute dort ähnlich denken wie ich. Warum Trump eine solche Bewegung in Gang gesetzt hat? Stell dir vor, du willst eine brutal ehrliche Meinung über etwas hören und du hast zwei Freunde. Der eine sagt dir genau, was er denkt. Der andere sagt dir, was du hören möchtest. Nun, genau so verhält es sich mit Trump und Clinton. Hillary ist doppelgesichtig. Ich habe mich noch nicht entschieden. Am liebsten würde ich den libertären Gary Johnson wählen. Aber das ist fast eine verschwendete Stimme. Also wähle ich wohl das kleinere Übel. Und das ist Trump.»

Joe Cella — Joseph Cella stammt aus Michigan und ist Gründer des National Catholic Prayer Breakfast. Er berät den Kandidaten in katholischen Fragen.

«Ich gehöre keiner Partei an. Einmal wähle ich demokratisch, dann wieder republikanisch. Zu Trump bin ich erst spät gestossen. Zentral für mich ist die Erneuerung des Obergerichts. Drei bis fünf Oberrichter werden voraussichtlich während der nächsten Präsidentschaft ersetzt. Das hat sehr tiefgreifende und langfristige Auswirkungen für die katholische Kirche. Besonders für Themen wie die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens und die Religionsfreiheit. Ich wäre nicht erstaunt, wenn Hillary Clinton sogar noch jüngere Richter vorschlagen würde als Obama, damit sie die Zukunft für eine halbe Ewigkeit prägen kann. Hillary steht seit dreissig Jahren im Ruf, in offener Feindschaft mit Katholiken zu stehen. Neulich sagte sie: «Religiöse Überzeugungen müssen sich ändern.» Ein Blick in die Wikileaks-E-Mails beweist ihre offene Geringschätzung von Gläubigen in schockierender Weise. Hillarys Kampagnendirektor

Jennifer Palmieri verspottet dort den konservativen Katholizismus gar als «erstaunliche Verfälschung des Glaubens». Präsidenten kommen und gehen, aber Oberrichter bleiben, bis sie sterben. Trump und Vize Pence vertraue ich, dass sie für uns katholische Gläubige die richtige Wahl treffen werden.»

Marilyn Parmet — Eine redselige Lady ganz in Pink. Sie ist 61 und trägt Sonnenhut und ein Plakat mit der Aufschrift «Jews Choose Trump».

«Als jüdische Amerikanerin steht für mich ein Prinzip über allem: Grenzschutz. Donald wird unser Land wie ein Wächter behüten. Hillary hingegen sagte, sie wolle fünfmal mehr syrische Flüchtlinge ins Land bringen. Ihr seht ja selbst die Probleme, die ihr in Europa habt.

Wir können die Identitäten der Migranten nicht genau überprüfen. Im August war ich mit meinem Mann an der französischen Riviera, zum ersten Mal seit 1975. Jedes Mal, wenn wir von unserem Kreuzfahrtschiff an Land gingen, wurden wir von Gendarmen mit Maschinenpistolen begrüsst. Das letzte Mal waren die Frauen am Strand noch oben ohne. Jetzt tauchen auf einmal Burkinis auf. Die Regierungen in Europa haben ihre Völker im Stich gelassen. Ich stamme aus Philadelphia, der Stadt der brüderlichen Liebe. Aber wer uns den Tod wünscht, den dürfen wir nicht ins Haus lassen. Deshalb ist Pflicht Nummer eins jeder Regierung, ihre Bürger zu schützen. Donald Trump hat dies begriffen, und er nennt die Gefahr beim Namen: «radikalislamischer Terrorismus». Voilà. Hillary nimmt den Begriff nicht einmal in den Mund. Aber der Widerstand der Eliten, sowohl bei Demokraten als auch bei Republikanern, ist gross. Es werden noch harte Tage bis zum 8. November. Aber ich bin sehr zuversichtlich. «Das ist nicht mein erstes Rodeo», wie man sagt.»

Romeo John — Geboren in St. Croix, Amerikanischen Jungferninseln, in der Karibik. Sein Vater starb an Krebs, als er sechsjährig war. Mit seiner Mutter ist er durch verschiedene Städte der USA gezogen. Jetzt wohnt er in Fort Pierce, der Stadt mit der höchsten Mordrate in ganz Florida.

«Es heisst, die Schwarzen seien gegen Trump. Ich bin der lebende Beweis, dass dies eine Lüge ist. Und warum bin ich als Schwarzer für ihn? Ganz einfach: weil ich täglich erlebe, was abgeht da draussen im Dschungel. Wir brauchen Law and Order, sage ich, Gesetz und Ordnung, um all die Kriminalität in den Griff zu bekommen. Dafür brauchen wir jemanden mit dicken Eiern. Und das ist sicher nicht Hillary Clinton. Trump steht für die Realität, Clinton für Bücher und Worte. Mir soll niemand etwas vormachen. Meine Geschichte hat die Strasse geschrieben. Ich bin im Getto aufgewachsen, ich hing mit den übelsten Typen herum, wurde fünfmal angeschossen, bin im Knast gesessen. Heute

wohne ich in Fort Pierce. Es ist ein rabenschwarzer Flecken auf der Landkarte, Mann. Wir haben die höchste Mordrate in ganz Florida. Sicherheit, Erfahrung, Einsatz, das sind die drei Gründe für Trump. Ein guter Businessman mache noch keinen Staatsmann, mäkeln seine Gegner. Ich liebe es, wenn sie damit kommen. Was haben denn all die Polit-Profis in den letzten Generationen zustande gebracht? Warum ist unser Land am Arsch, wenn sie so genial sind? Donald Trump weiss, wie man das korrupte System umgeht, so hat er sein Geld gemacht. So einen Typ will ich in der Regierung. Er holt für uns alle das Beste heraus. Ich will keinen studierten Gecken, der sich mit dem Establishment ins Bett legt. Jeden Tag kommen Tausende Leute illegal in unser Land. Wir lassen Leute rein, die wir nicht kennen. Hillary will noch mehr reinlassen. Wenn du Ordnung schaffen willst auf der Strasse, darfst du kein Weichei sein. Wir brauchen jemand mit Power, und wir brauchen ihn jetzt. So einfach ist das.»

Anonymus — Dexter (Name geändert) studiert Naturwissenschaften an der New York University. Bei Bier, Cola und Snacks schaut er mit einer Gruppe junger Republikaner die zweite Präsidenten-Debatte. Wir befinden uns im Penthouse einer Freundin in der 24. Etage in Midtown Manhattan. Alle tragen einen Trump-Hut. Während sich die Kandidaten am TV duellieren, herrscht in der Wohnung totale Konzentration. Danach wird laut analysiert. Fotos dürfen keine gemacht werden.

«Ich sage dir gern meine Meinung, aber ich möchte nicht mit Name und Gesicht hinstehen. Wenn wir uns an der Uni öffentlich als Trump-Wähler zu erkennen geben, ist die Hölle los. Die Dozenten verteufeln Trump im Unterricht. Ein Kollege sagte etwas Positives über ihn, da wurde er vor der ganzen Klasse lächerlich gemacht. Und wer einen Trumper öffentlich in Schutz nimmt und auf die Meinungsfreiheit hinweist, wird als Verräter und Kollaborateur diffamiert. Wir fürchten um unsere Noten und unsere Karriere. Also verabreden wir uns in diskreter Weise. Wir geben uns mit Zeichen oder Codewörtern zu erkennen. In den Hörsälen in ganz Amerika gibt es viele Trump-Anhänger, aber man hört wenig von ihnen. Weil sie wie wir den Kopf einziehen und die Klappe halten. Wir sind die neuen Hippies, wir sind die Gegenkultur der heutigen Jugend. So sehe ich das. Bloss, dass wir keine öffentlichen Sit-ins haben und Demos auf der Strasse. Unser Woodstock findet in der Privatwohnung von Freunden statt. Vor ein paar Monaten machte die *New York Post* über uns eine Geschichte. Da stülpte ich mir eine Trump-Maske über. Wenn Trump gewählt wird, kein Problem, dann sprechen wir offen zusammen. Aber im Moment ist mir das Risiko ist zu gross. Wer weiss schon, wie dieses Rennen endet.» ○

Vögel auf dem Telefondraht

Von Hanspeter Born — Die Meinungen im amerikanischen Wahlkampf sind gemacht. Auffällig ist, wie einseitig die Leitmedien berichten. Das war nicht immer so.



Die Meinungen sind gemacht. Wenn nicht eine «Oktoberüberraschung» dem Wahlausgang im letzten Moment noch eine Wende gibt, dann können die noch verbleiben-

den Auftritte der Kandidaten das Abstimmungsverhalten nicht mehr entscheidend beeinflussen. Eine echte Oktoberüberraschung wäre ein massiver Terroranschlag in den USA oder eine glaubwürdige Enthüllung über die Verwicklung eines der beiden Kandidaten in einen wahrhaftigen politischen Skandal (und nicht bloss Getratsch über die längst bekannten Charakterschwächen zweier umstrittener Personen). Oder dann eben eine Überraschung im wahren Sinn des Wortes, ein von niemandem vorhergesehenes politisches Erdbeben.

Die dritte Debatte zwischen Hillary Clinton, Titelverteidigerin, und Donald Trump, Herausforderer, war vermutlich Trumps letzte Chance, seinen Rückstand in den Meinungs-umfragen aufzuholen. Ist es ihm gelungen? Nicht, wenn man den Kommentatoren glaubt. Ich habe mir die neunzig Minuten des Showdowns in Las Vegas am Fernsehen angeschaut und im Moment des Schlussapplauses abgeschaltet. Ich wollte nicht wissen, was die *talking heads* auf CNN oder einem der andern bei uns erreichbaren amerikanischen Kanäle zu sagen hatten. Also keine Vorschau, keine Halbzeit- oder Schlussanalyse, keine Interviews, keine Twittereien. Ich fand die Debatte interessant. Die gegensätzlichen Positionen in der Aussen-, Handels-, Wirtschafts- und Sozialpolitik kamen klar zum Ausdruck. Man konnte sich ein Bild machen vom Charakter der beiden, von ihrer Mentalität und ihrer Weltanschauung. Wo lag das Hauptinteresse bei der Debatte, welche Aussagen waren es wert, hervorgehoben zu werden? Was verdiente Schlagzeilen? Ich hätte es nicht sagen können.

Erinnerungen an Jimmy Carter

Die Medien, die immer noch einflussreichen oder als einflussreich betrachteten (ob Print-, TV- oder Online-Medien), hatten keine Zweifel. Für sie war das nachrichtenwürdige Ereignis Trumps Aussage zum Wahlergebnis, seine Weigerung, das aus den Urnen hervorgehende Resultat bedingungslos zu akzeptieren. Hillary Clinton hatte auf Trumps Häresie mit dem Wort

«horrrifying» – grauenvoll, erschreckend – reagiert. Schockiert zeigten sich dann auch die Medien. «Trump will nicht sagen, dass er das Wahlergebnis akzeptiert», titelte die *New York Times*. «Trump will nicht schwören, dass er die Ergebnisse anerkennt», war die Schlagzeile der *Washington Post*. Die andern bliesen ins gleiche Horn (auch in Europa, natürlich auch in der Schweiz).

Das Unisono der Medienreaktion erinnerte mich an eine Begebenheit aus dem Jahr 1977. Als naiver Korrespondentenneuling in den USA bereiste ich den Bundesstaat Georgia, die Heimat des damaligen Präsidenten Jimmy Carter. Für Carter war der Honeymoon vorbei, die Presse hatte sich gegen den ehemaligen «Erdnussfarmer» und aussenpolitischen Amateur gewandt. Auf Carters Unbeliebtheit angesprochen, erzählte mir der Chefredaktor der sehr angesehenen *Atlanta Constitution*, was Präsident Lyndon Johnson über politische Journalisten gespöttelt hatte: «Sie sind wie eine Vogelschar auf einem Telefondraht. Wenn der erste Vogel auf einen andern Draht fliegt, dann folgen ihm automatisch alle.»

Darin hat sich wenig geändert. Es gibt immer noch Leitvögel. Die andern Medienvögel wissen, dass sie auf Nummer sicher gehen, wenn sie dem Leitvogel nachfliegen. Heute sind die journalistischen Leitvögel auf der Seite der demokratischen Kandidatin. Und nicht nur sie. Auch die Besitzer der massgeblichen Medien



Ohne Zweifel: amerikanische Journalisten.

(ausser Teufel Murdoch), die Professoren an den renommiertesten Universitäten, die Banker der Wall Street, die IT-Freibeuter in Silicon Valley, die Magnaten in Hollywood. Nicht zu reden von den Schauspielern, Künstlern, Sängern, Komikern, den Kulturbeflissenen überhaupt.

Auffällig ist beim gegenwärtigen Wahlkampf, wie einseitig die *New York Times* und die *Washington Post* oder der von Intellektuellen hochgeschätzte *New Yorker* berichten. Jede Torheit oder Rüpelei Trumps wird breit abgehandelt, während Hillary Clintons eklatante Lügen und Heucheleyen heruntergespielt werden.

Gestohlener Wahlsieg?

Dies war nicht immer so. Frühere Besitzer und Chefredaktoren der *Washington Post* (Katherine Graham, Ben Bradlee) und der *New York Times* («Punch» Sulzberger, Max Frankel, A. M. Rosenthal) bemühten sich um Ausgewogenheit und Fairness, auch wenn beide Zeitungen in Übereinstimmung mit ihrer Leserschaft seit 1960 und Kennedy den Demokraten und deren liberaler (lies linkslastiger) Politik den Vorzug

geben. Heute sind die zwei Zeitungen kaum mehr zu unterscheiden von Public-Relations-Agenturen im Dienst der Demokratischen Partei und deren Kandidatin.

Wenn Trump das Wahlergebnis nicht im Voraus anerkennen will, werten sie dies als dreisten Angriff auf die Demokratie. Vergessen ist, dass die gleichen Stimmen, die jetzt Zeter und Mordio schreien, sich vor sechzehn Jahren mit Al Gore solidarisierten, als dieser den Wahlsieg von George W. Bush anfocht. Vergessen sind die Wahlen von 1960, wo in Illinois (mit dem vom legendären Mayor Daley regierten Chicago) und in Texas, der Hochburg von Vizepräsidentenskandidat Lyndon Johnson, John F. Kennedy knapp siegte. In beiden Staaten wurde Wahlbetrug nachgewiesen. Hätte Nixon die Elektorenstimmen von Illinois und Texas gewonnen, wäre er und nicht Kennedy Präsident geworden. Bis an sein Lebensende war Nixon davon überzeugt, dass man ihm 1960 den Wahlsieg gestohlen hatte – was auch FBI-Boss J. Edgar Hoover glaubte.

Unwahrscheinlich, dass es diesmal ähnlich eng wird wie 1960 und 2000. Unwahrscheinlich, dass Wahlbetrug eine Rolle spielen wird. Aber man kann nie wissen. Trumps Weigerung, dem künftigen Wahlergebnis voraus-eilend den Segen zu geben, ist verständlich. Weniger verständlich die hysterische Empörung der *New York Times* über Trumps «Verachtung für die Demokratie».

Hanspeter Born, ehemaliger *Weltwoche*-Auslandredaktor, verfolgt den Endspurt der US-Wahlen aus sicherer Ferne und sammelt Nachrichten aus Medien links und rechts des Mainstreams. Als Austauschschüler erlebte er vor sechzig Jahren seinen ersten Wahlkampf in den USA. 1980 berichtete er für das Schweizer Radio über den unerwarteten Sieg von Ronald Reagan. 2008 reiste Born ein letztes Mal zu Wahlveranstaltungen und liess sich vom aufsteigenden Stern Obama blenden.

Clinton-Cash und Schlägertrupps

Von Urs Gehrig — Kungelei mit den Medien, Korruption in der Stiftung, Gewaltprovokation bei Trump-Veranstaltungen: Täglich tauchen Quellen auf, die Hillary Clintons Methoden in Zweifel ziehen.

Rigged! – Gezinkt! Dutzendfach täglich fährt Donald Trump das Wort über die Lippen. Es klingt wie der heisere Fanfarenstoss eines Schwerverwundeten, der zum letzten Gefecht bläst. Was ist dran an seinen Anschuldigungen, die Wahlen seien manipuliert? Aus der Palette von Vorwürfen, die Laien mehrheitlich kaum prüfen können, ragen drei heraus.

1 — **Eingeseifte Journalisten:** Selten haben sich Medien derart bereitwillig mit einem Kandidaten ins Bett gelegt wie jetzt mit Hillary Clinton. Neustes Beispiel: Im Ausstoss der Wikileaks-Dokumente lässt sich nachlesen, welche 65 Starreporter von Medienflaggschiffen (wie CBS, ABC, Bloomberg, CNN, MSNBC, *New York Times*) sich von der Clinton-Kampagne zu topeitären Dinners einladen liessen. Zweck dieser *off the record*-Treffen mit den Parteistrategen John Podesta oder Joel Benenson waren Gespräche, wie man Hillary Clinton ideal der Bevölkerung verkaufen könnte.

Das ist kein Wahlbetrug. Aber bei dem Ausmass der Kumpanei und Parteinahme in einem Präsidentenwahlkampf überrascht es nicht, dass im Publikum sukzessive jegliches Vertrauen in die Medien verlorengeht.

2 — **Clinton-Cash:** Wenn Bill und Hillary den Mund öffnen, wird jedes Wort zu Gold. Dutzende Millionen Dollar haben sie mit ihren Reden vor erlauchten Häuptern und Topmanagern eingestrichen. Neustes Beispiel: Der König von Marokko hat (gemäss Wikileaks-Dokumenten) der Clinton-Stiftung letztes Jahr zwölf Millionen Dollar überwiesen. Wer solche Summen springen lässt, erwartet eine Geste der Dankbarkeit. Die erschöpft sich nicht in einem Auftritt Hillarys im Maghreb-Sand. Der Monarch rechnet mit privilegiertem Zugang zur nächsten Präsidentin der *superpower*.

Auch hier, kein Wahlbetrug, aber: «korrupt», kommentiert Bob Woodward, der Enthüller des Watergate-Skandals, kurz und bündig.

3 — **Schlägertrupps:** Die Bilder von pöbelnden Trump-Fans mit roten Schädeln und schreienden Kehlen gehören zu den Lieblingssujets der Medien. Denn sie entlarven angeblich das wahre Naturell der *Trumpsters*. Vor diesem Hintergrund ist eine Serie von Undercover-Videos bemerkenswert, die in den USA seit Tagen Schlagzeilen macht. Darin schildern Funktionäre der Demokratischen Partei und Polit-Aktivistinnen, die von der Partei angeheuert wurden, im Detail, wie sie Krawallmacher an Trump-Versammlungen einschleusen, um dort gewalttätige Ausschreitungen zu provozieren.

Produziert hat das Video Project Veritas. Kopf des Unternehmens ist James O'Keefe, der in der Vergangenheit Dokumentationen getürkt hat und deswegen auch strafrechtlich verurteilt worden ist. Folglich versuchte die Leitung der Demokratischen Partei, O'Keefes Dokumentation beiseitezuziehen. Doch das Material ist verstörend, so dass Journalisten nicht umhinkommen, sich ihm zu widmen.

«Total inakzeptabel»

«Ehrlich, es ist keine Kunst, einige von diesen Arschlöchern zum Austicken zu bringen. Man braucht bloss mit einem <Trump ist ein Nazi>-T-Shirt an einer Trump-Veranstaltung aufzukreuzen, und schon fliegen die Fetzen.» Die Worte stammen von Scott Foval, Chef einer Firma mit Namen Democracy Partners, die von der Demokratischen Partei angeheuert wurde. Foval verweist auf ein «Einsatz-Handbuch», in dem die Provokationsmethoden genau beschrieben seien. «Der Auslöser besteht darin, psychotische Typen in einen Disput zu verwickeln und einen Konflikt zu provozieren», sagt er in der geheim gefilmten Dokumentation.

Als Schlüsselfigur der Provokationskampagne wird Bob Creamer identifiziert, Gründer von Democracy Partners und Ehemann der demokratischen Kongressabgeordneten Jan Scha-

kowsky aus Illinois. Minutenlang erklärt er, wie man Gegendemonstrationen und Pressekonferenzen bei Trump-Events organisiert. Auch Funktionäre der Demokratischen Partei sowie der Clinton-Kampagne seien an Protestaktionen beteiligt.

Creamer ist offenbar kein simpler Selbstläufer, der unter dem Radar der Demokratischen Partei agierte. Ihm standen die Türen ins Weisse Haus weit offen. Project Veritas verweist auf die Besucherregistrierung, die dokumentiere, «dass Creamer 342-mal im Weissen Haus war und sich mit Obama 47-mal direkt getroffen hat».

Creamer trat unmittelbar nach Ausstrahlung des Videos zurück. Und er teilte mit, Scott Foval arbeite nicht mehr als Subunternehmer für seine Firma. Sowohl die Demokratische Partei als auch die Clinton-Kampagne stritten jegliche Beteiligung an einer Anstiftung zur Gewalt ab.

Creamer spielte seine Aussagen im Film als «Tresengetratsche» (*barroom talk*) herunter. Es gebe keine Beweise, dass solche Provokationen tatsächlich umgesetzt worden seien.

«Das Vorgehen ist total inakzeptabel», waren sich Wortführer aus beiden politischen Lagern für einmal einig. Aber wären diese Provokationsmanöver auch Wahlbetrug? Kaum. Jedoch ein weiteres Beispiel für Clintons Doppelmoral.

Wohlgemut angesichts der komfortablen Umfragewerte, lädt selbst die Hillary-Presse ihre Leser zu einem Moment nüchterner Einkehr. «Es ist eine der grossen Ironien dieser Wahlen», so die *New York Times*, «dass der erste weibliche Präsident Amerikas, im Schatten des Verdachts, des Misstrauens und der Unrechtmässigkeit stehend, von vielen als die unfähigste Präsidentin des Landes angesehen wird.»



Angheuert: Anti-Trump-Demonstrant (l.) gegen Trump-Fan im kalifornischen Anaheim.

«Genug von brutaler Männerpolitik»

Walentina Matwienko ist Russlands mächtigste Frau. Von Putin gefördert, bekleidet sie hinter dem Präsidenten und Premier Medwedew das dritthöchste Amt im Land. Mit der *Weltwoche* sprach sie über die Schweiz, den US-Wahlkampf und über Frauenquoten. Von Wolfgang Koydl und Ruben Wyttenbach (Bild)

Wenn man von Russland redet, denkt man an Kremlchef Wladimir Putin. An zweiter Stelle folgt Dmitri Medwedew, jener Mann, der Putin zwischen dessen zwei Amtszeiten den Präsidentensessel warmgehalten hatte und jetzt wieder als Premierminister wirkt. Doch die Führungsspitze ist breiter, und auf dem dritten Platz in der Hierarchie folgt eine Frau: Walentina Matwienko. Seit September 2011 ist sie Vorsitzende des Föderationsrates, der oberen Kammer des russischen Parlaments. Das macht die 67-Jährige zur mächtigsten Frau im Land. Im Falle einer Amtsunfähigkeit Putins und Medwedews würde sie die Zügel im Kreml übernehmen.

Zielstrebig und machtbewusst, machte die Tochter eines Schlossers und einer Schneiderin aus dem ukrainischen Weiler Schepetowka schon zu Sowjetzeiten als Mitglied der Kommunistischen Partei in Leningrad, dem heutigen Sankt Petersburg, Karriere. Nach der Wende wurde sie von ihrem Petersburger Landsmann Putin entdeckt und gefördert. Zunächst diente sie als für Soziales zuständige stellvertretende Ministerpräsidentin von 1998 bis 2003 gleich sieben verschiedenen Regierungschefs, unter anderen auch dem späteren Staatschef. Der machte sie als erste Frau auf einem solchen Posten zur Gouverneurin seiner Heimatstadt. Matwienko gelang es, Sankt Petersburg vom Ruf des ewigen Aschenputtels im Schatten Moskaus zu befreien – mit Megaprojekten wie einer gewaltigen Ringstrasse, einem Überschwemmungsschutz und der Ansiedelung ausländischer Autoindustrie. Andere Projekte, wie etwa der geplante, aber dann doch nicht ausgeführte Bau eines Wolkenkratzers im historischen Stadtzentrum, riefen allerdings Widerstand hervor.

Obwohl Matwienko von den USA und der EU nach der russischen Besetzung der Krim mit einem Einreiseverbot belegt wurde, hat ihr die Schweiz eine Ausnahmegenehmigung erteilt, damit sie in Bern an einem Treffen von Senatspräsidenten aus allen Ländern Europas teilnehmen kann. Im Interview mit der *Weltwoche* spricht sie über die Rolle der Schweiz, den amerikanischen Wahlkampf und über Frauen in der Politik. Ihr Urteil: «Die Welt hat genug von brutaler Männerpolitik.» Eine Unterstützung für Hillary Clinton ist dies gleichwohl nicht. «Es gibt auch Frauen, die eine brutale Männerpolitik betreiben wollen», sagt sie.

Walentina Iwanowna, Sie sind in die Schweiz gekommen, ein kleines, neutrales Land. Welchen Stellenwert hat die Schweiz für Russland?

In diesem Jahr feiern wir den 70. Jahrestag der Wiederaufnahme unserer diplomatischen Beziehungen. Diese Beziehungen sind von einer sehr hohen Qualität, und man muss sie weiter intensiv entwickeln. Wir haben in diesen 70 Jahren in den verschiedensten Bereichen positive Erfahrungen gesammelt. Das trägt zur Entwicklung vertrauensvoller und für beide Seiten vorteilhafter Beziehungen bei. Das schätzen wir sehr.

Welche aussenpolitische Rolle kann denn die Schweiz spielen?

Wir sind sehr froh, dass unsere Beziehungen angesichts der derzeitigen ungünstigen aussenpolitischen Konjunktur nicht unter Druck geraten sind. Ich möchte unterstreichen, dass sie sehr fest sind und strategischen Charakter haben. Und sie entwickeln sich heute sehr positiv.

Könnte die Schweiz in grossen internationalen Krisen – in Syrien, in der Ukraine – vermitteln? Könnte, sollte sie vielleicht mehr tun, als sie bisher getan hat?

Wir wissen es sehr zu schätzen, dass sich die Schweiz in den internationalen Beziehungen als Akteur positioniert, der einen unabhängigen

«Wir hoffen, dass die Genfer Syrien-Gespräche wiederaufgenommen werden.»

gen Status genießt und eine ausgeglichene Aussenpolitik verfolgt. Die Schweiz unternimmt Anstrengungen im Zusammenhang mit internationalen Bemühungen um eine Beilegung der Syrien-Krise. Wir hoffen, dass die Genfer Syrien-Gespräche wiederaufgenommen werden, denn wir wissen, dass es keine militärische Lösung für diese Krise gibt, sondern nur eine politische und diplomatische. Die Schweiz ist in diesem Sinne ein wichtiges Land.

Und welche Rolle könnte die Schweiz in der Ukraine-Krise spielen?

Hier hat sie einen beachtlichen Beitrag zur Einrichtung der Überwachungskommission der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) geleistet. Mit Hilfe dieser Monitoring-Kommission werden Spannungen in der innerukrainischen Krise abgebaut. Und wir danken der

Schweiz, dass sie die diplomatischen Beziehungen zwischen Russland und Georgien stellvertretend aufrechterhält. Diese Aufgabe übt sie verantwortungsbewusst aus.

Syrien und die Ukraine waren ja auch Themen bei dem überraschenden Treffen von Russlands Präsident Putin mit Angela Merkel in Berlin. Was hat sich Moskau von dieser Begegnung erhofft?

Russland plädiert für eine Beilegung der Ukraine-Krise. Wir sind der Meinung, dass es keinen anderen Weg dafür gibt als die bedingungslose Umsetzung der Minsker Abmachungen. Es gibt zwar Fortschritte, aber es bleiben auch gewichtige Probleme. Dazu gehört in erster Linie, dass die Regierung in Kiew diese Vereinbarungen nicht erfüllt. Ich meine damit das vereinbarte Gesetz über den Sonderstatus der Bezirke von Donezk und Lugansk, das noch immer nicht verabschiedet worden ist. Auch die ukrainische Verfassung wurde nicht entsprechend geändert, ebenso wenig das Wahlgesetz, das Amnestiegesetz und vieles mehr, obwohl es eigentlich vereinbart worden war. Die Nichterfüllung der politischen Teile der Minsker Vereinbarung durch Kiew verhindert die friedliche Beilegung der innerukrainischen Krise.

Heisst das, dass die vier Mächte im sogenannten Normandie-Format, die die Vereinbarung von Minsk 2015 ausgehandelt haben – Russland, Deutschland, Frankreich und die Ukraine –, hier nicht weiterkommen?

Das Normandie-Format ist sehr wirksam für die Kontrolle darüber, wie diese Vereinbarungen konkret umgesetzt werden. Wir hoffen sehr auf neue Impulse für die Erfüllung der Abmachungen, damit wirklich etwas geschieht und nicht wieder nur nach den Ursachen dieses Konfliktes gesucht wird. Wir rechnen damit, dass sich die Regierung in Kiew mit den Vertretern von Donezk und Lugansk an den Verhandlungstisch setzt, um mit der eigenen Bevölkerung Gespräche über die Zukunft dieser Gebiete zu beginnen. Wir haben uns immer für das Minsker Abkommen eingesetzt, und wir setzen alles daran, dass diese Vereinbarungen realisiert werden. Aber jetzt liegt es an der ukrainischen Regierung, die politischen Teile umzusetzen. Der Ball liegt bei der ukrainischen Seite.

Nicht nur in der Ukraine-Frage, auch sonst verschärft sich der Tonfall der Amerikaner gegenüber Russland gleichsam von Monat



«Primat des Völkerrechtes»: Politikerin Matvienko.

zu Monat. Was ist Ihrer Meinung nach der Grund für diese Attacken?

Den USA gefällt es nicht, dass Russland eine unabhängige Aussenpolitik betreibt. Aber Russland besteht darauf, dass jedes Land seine eigenen Interessen und das Recht hat, sich für diese auch einzusetzen. Russland plädiert für nationale Sicherheit und für eine gerechte Weltordnung – ohne die Hegemonie einiger Länder oder gar nur eines Landes. Russland setzt sich für den Primat des Völkerrechtes ein, nicht für eine selektive Herangehensweise. Wir sind für den Primat der Vereinten Nationen, und wir verwahren uns gegen jegliche Einmischung von aussen in innere Angelegenheiten der jeweiligen Länder. Die USA sind der wesentliche Grund für die wirtschaftliche und politische Eindämmung der Russischen Föderation; die USA plädieren dafür, die Rolle Moskaus in internationalen Angelegenheiten zu beschränken. Aber Russland kann die Sprache der Drohung und des Diktats nicht akzeptieren.

Das klingt nicht vielversprechend.

Wir sind zu einem Dialog mit den USA und mit anderen westlichen Partnern bereit. Aber es muss ein Dialog unter Gleichberechtigten sein. Er muss respektvoll sein und die gegenseitigen Interessen beachten.

Mit wem liesse sich denn dieser Dialog im nächsten Jahr aussichtsreicher führen – mit einem Präsidenten Donald Trump oder mit einer Präsidentin Hillary Clinton?

Wir werden diesen Dialog mit der Person führen, die das amerikanische Volk wählen wird.

Wie sehen Sie, mit russischen Augen, den amerikanischen Wahlkampf?

Es ist verwunderlich, dass das Hauptthema der Debatten Russland ist. Ich glaube aber, dass die amerikanischen Wähler eher Antworten auf Fragen erwarten, die wichtig für sie selbst sind, also zu innenpolitischen Themen. Man treibt es aber so weit, Russland absurde Anschuldigungen zur Last zu legen, laut denen wir uns angeblich in den Wahlkampf einmischen. Das schmeichelt uns natürlich, aber das stimmt überhaupt nicht. Das ist absurd.

Sie gehören zu den ganz wenigen Frauen an der Spitze der russischen Politik. Warum gibt es nicht mehr? Können sie nicht? Wollen sie nicht? Lässt man sie nicht?

Ich würde nicht sagen, dass es wenige Frauen in der russischen Politik gibt. Alle Voraussetzungen sind vorhanden. In der Verfassung und in der Gesetzgebung ist fest verankert, dass Männer und Frauen gleichberechtigt an der Politik teilnehmen dürfen. Die Verfassung ist eines, die Realität oft etwas ganz anderes.

Lassen Sie uns über die Realität sprechen. In den letzten Jahren sind in Russland zahlreiche markante, interessante Frauen erschienen – sowohl im Parlament als auch in der Regierung, insgesamt in der Politik. Darüber hinaus gibt es sehr viele Frauen, die entscheidende Posten und Ämter in der Wirtschaft bekleiden.

Wären Sie für eine Frauenquote?

Man darf nichts aufdrängen. Die Hauptsache ist, dass alle Voraussetzungen geschaffen sind, damit Frauen frei wählen können, wo sie sich engagieren möchten – ob in der Wirtschaft oder in der Politik. Das ist das Recht jeder Frau, das kann sie selbst entscheiden. Ich bin keine Verfechterin von irgendwelchen Quoten oder davon, dass die Frauen zwangsweise in irgendwelche Bereiche einbezogen werden müssen, wie etwa in die Politik. Sie können und dürfen frei entscheiden. In Russland konkurrieren die Frauen mit den Männern, und das betrifft ihr Bildungsniveau, ihre beruflichen Fertigkeiten und vieles andere mehr.

Glauben Sie, dass Sie noch zu Ihren Lebzeiten eine Frau als russische Präsidentin sehen?

Das hoffe ich doch.

Würden Sie sagen, dass Frauen in der Politik friedfertiger sind als Männer?

Normalerweise schon. Ich glaube, dass die Welt genug hat von brutaler Männerpolitik. Ganz oben auf der Tagesordnung steht der Wunsch nach einer humaneren internationalen Politik. Das geht zum grössten Teil auf die Forderungen von Frauen zurück. Das ist die Regel, aber es gibt natürlich auch Ausnahmen von dieser Regel. Es gibt Frauen, die bestrebt sind, eine brutale Männerpolitik zu betreiben. So, wie Sie jetzt lächeln, haben Sie sicher eine solche Ausnahme im Kopf.

No comment.

Schade. Jetzt wollte ich Sie gerade fragen, ob Sie es nicht gut fänden, wenn mit Hillary Clinton eine Frau amerikanische Präsidentin würde.

Ich glaube nicht, dass nach dem Geschlecht entschieden wird, wer Staatsoberhaupt wird. Am wichtigsten sind die Bereitschaft und der Wille, dieses Amt auszuüben. Die Professionalität und das Können, einen Staat zu steuern. Die Wähler müssen entscheiden, wer ihr Land regieren wird. ○



In Sichtweite von Kylie Minogue: Helene Fischer.



Ikone der Woche

Welt des Lipgloss

Von Thomas Wördehoff

Priscilla Presley hatte gegoogelt und kam zu einem Ergebnis, das unsicher auf dem schmalen Grat zwischen Höflichkeit und Vernichtung balancierte: «Ich finde Helene Fischer nicht grauenhaft!» Hintergrund für die zwiespältig geratene Anerkennung war ein post-mortales Duett, das die Sängerin mit der nachgelassenen Stimme von Priscillas verbliebenem Gatten für ein gerade erschienenes Elvis-Tribute-Album eingespielt hatte. Natürlich setzte es umgehend Shitstorms empörter Elvis-Fans, die sich jedoch etwas schal ausnahmen. Sich über Helene Fischer aufzuregen, läuft ebenso ins Leere wie das Gezeter über Bob Dylans schlechtes Benehmen in Sachen Nobelpreis. Helene Fischer hat das Kunststück fertiggebracht, über ihren schlechten Ruf hinauszuwachsen. Das macht ihre Musik zwar nicht besser, aber die inzwischen unzählige Male ausgezeichnete Jelena Petrowna Fischer aus Krasnojarsk hat sich inzwischen aus den Schlagertretmühlen der Ebenen emporgerafft und muss nicht mehr durch jede Fernsehshow tingeln, um ihr Liedgut meistbietend abzusetzen. Sie ist längst «die Fischer» und hat ihre Karriere mit einem gewissen Nimbus umgeben, der sie aus der Schunkelzone in höhere Etagen katapultiert hat.

Mit der «Helene Fischer Show» ist endlich auch bei den Öffentlich-Rechtlichen die lang verwaiste Schlagerchefposition wieder besetzt. Udo Jürgens gab ja bis zuletzt erstaunlich unverkrampft mit jugendlicher Verve den Vorstand fürs Flotte – vorher, tief in den Siebzigern, hatten Caterina Valente und Peter Alexander über Jahre erfolgreich das Terrain unter sich ausgemacht. Trotz oft genug nervtötender Trällerei war es den Granden immer wieder gelungen, eine Ahnung von grosser Welt und Lässigkeit auf die heimischen Sitzgruppen flimmern zu lassen. Die Fischer will das auch und setzt vor allem bei der glamourösen Inszenierung an: Ein Helene-Fischer-Abend ist immer und vor allem eine Gala mit Hollywood-Glanz. Da rauschen die Rüschen, und das Namedropping quillt aus allen Fugen: Internationale Stars und die, die es mal waren, machen ihre Aufwartung, das Royal Philharmonic Orchestra donnert mal eben aus dem Königreich vorbei.

An fünf Abenden im nächsten Oktober gastiert die Fischer-Truppe in Zürich und zeigt dem deutschen Singsang mal, wo der Hammer hängt. Denn das hat Helene Fischer verstanden: Sie hat dem Schlager das hausbackene Betriebsfest ausgetrieben und es langsam in die Welt des Lipgloss hinübergeführt. In einiger Sichtweite von Kylie Minogue. Bis dahin braucht sie allerdings noch ein wenig. Aber «nicht grauenhaft» ist doch mal ein erster Schritt.

Bestseller

Belletristik

- 1 (3) **Simon Beckett:**
Totenfang (*Wunderlich*)
- 2 (1) **Lori Nelson Spielman:** Und nebenan warten die Sterne (*Fischer Krüger*)
- 3 (2) **Elena Ferrante:**
Meine geniale Freundin (*Suhrkamp*)
- 4 (5) **Nele Neuhaus:** Im Wald (*Ullstein*)
- 5 (4) **Alex Capus:** Das Leben ist gut (*Hanser*)
- 6 (6) **Pedro Lenz:** Di schöni Fanny (*Cosmos*)
- 7 (7) **Charlotte Link:** Die Entscheidung (*Blanvalet*)
- 8 (8) **Arne Dahl:** Sieben minus eins (*Piper*)
- 9 (-) **Thomas Melle:**
Die Welt im Rücken (*Rowohlt*)
- 10 (-) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben (*Wunderlich*)

Sachbücher

- 1 (4) **Eckart von Hirschhausen:**
Wunder wirken Wunder (*Rowohlt*)
- 2 (3) **Guinness World Records 2017**
(*Hoffmann und Campe*)
- 3 (2) **Barbara Lukesch:** Bauernleben (*Wörterseh*)
- 4 (6) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 5 (8) **Bruce Springsteen:** Born to Run (*Heyne*)
- 6 (7) **Alexandra Reinwarth:** Am Arsch vorbei geht auch ein Weg (*MVG*)
- 7 (1) **Urs Heller:** Gault Millau Guide Schweiz 2017 (*Gault & Millau*)
- 8 (-) **Klara Obermüller:** Spurensuche (*Xanthippe*)
- 9 (10) **Nadia Damaso:**
Eat Better Not Less (*Fona*)
- 10 (-) **Pirmin Loetscher:**
Mit dir allein bist du nie allein (*Giger*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Bärfuss

Es ist das Los des Künstlers im Medienzeitalter: Publiziert er eine rasch hingerotzte Wutschrift wie «Die Schweiz ist des Wahnsinns», führt dies wochenlang zu Diskussionen, bringt er am grossen Zürcher Schauspielhaus ein lange erarbeitetes neues Stück heraus, spricht kaum jemand darüber. So ergangen ist dies Lukas Bärfuss mit «Frau Schmitz». In der Komödie kleidet sich ein Mann, der als Frau lebt, noch einmal als Mann, weil es der Arbeitgeber so verlangt. Und prompt hat er/sie Erfolg im Job. Bärfuss packt gleich alle (Schein-)Probleme der westlichen Zivilisation in das Stück: Geschlechteridentität, Sexismus, Rassismus. Und schuld an allem Übel ist, wie könnte es anders sein: der Kapitalismus. Dank herausragenden Schauspielern ist das eine amüsante, kurzweilige Angelegenheit. Ansonsten: wie ein Auftragswerk für das Gleichstellungsbüro. (rb)

Autoren

«Oh, ein Kühlschranks!»

Sein Roman «Generation X» machte Douglas Coupland in den neunziger Jahren zum Literaturstar. «Heute», sagt er, «sind Generationenporträts Unsinn geworden.» Von Sven Michaelsen

Der Mann, der in seinem Bungalow oberhalb der Bucht von Vancouver auf einem weissen Sofa Platz genommen hat, weist ein paar irritierende Eigenheiten auf. Fährt draussen ein Auto vorbei, verzieht er vor Schmerz das Gesicht und verliert die Konzentration. Auch das Gezwitscher von Vögeln bringt ihn augenscheinlich aus dem Konzept. Erst nach gut einer Stunde klärt Douglas Coupland, 54, den Gast auf: Er sei krankhaft geräuschempfindlich.

Viele kennen Sie als Autor des Kultromans «Generation X». Dass Sie seit dreissig Jahren auch bildender Künstler sind, ist weniger bekannt. Wie sind Sie zur Kunst gekommen?

Mit sieben Jahren entdeckte ich in einer Enzyklopädie meiner Eltern unter dem Buchstaben P Bilder der Pop-Art. Es war ein magischer Moment: «Blam!» und «Whaam!» von Roy Lichtenstein oder «F-111» von James Rosenquist drückten meinen Blick auf die Welt aus. «Campbell's Soup Cans» von Andy Warhol zeigte, wie ich fühlte. Auf einmal wusste ich, dass ich Teil der Popwelt sein würde.

Mit gerade mal sieben Jahren? Das klingt erfunden.

Die Geschichte ist noch nicht zu Ende: Mit neun Jahren kaufte ich mein erstes gebundenes Buch: die Warhol-Biografie von John Coplans. Sie kostete zehn Dollar. Ich wurde fast ohnmächtig, weil ich noch nie so viel Geld ausgegeben hatte. In dem Buch las ich Warhols Satz: «Wenn du das beste Museum der Welt haben willst, nimm einen Supermarkt, bau eine Mauer drum herum und komm in hundert Jahren wieder.» Mit dieser Verdrängung im Kopf zu denken, bewunderte ich. Ein paar Jahre später bekam ich Warhols Buch «The Philosophy of Andy Warhol» in die Hände. Ich dachte, ich lese Sätze, die in der Zukunft geschrieben wurden, aber das Buch stammte aus dem Jahr 1975. Warhol war eine übersinnliche Erscheinung. Nehmen Sie seinen Zwang, jeden und alles zu fotografieren: Ist das nicht die Vorwegnahme von Instagram? Nehmen Sie die Flut völlig belangloser Alltagsdetails in seinen Tagebüchern: Ist das nicht die Vorwegnahme von Facebook? Als Warhol 1987 starb, hat er das Technische des Internets nicht vorhergesehen, aber er kannte bereits den Inhalt.

2005 haben Sie «Generation X» und Ihren 1998 erschienenen Roman «Girlfriend in a Coma»



«Magischer Moment»: Künstler Coupland vor

zu Kunstobjekten gemacht, die Sie «Hornets Nest» nannten, Hornissennest. Kurz gesagt: Sie haben Ihre Bücher gegessen.

Als Bibliophage wollte ich meinen Büchern eine neue Bedeutung geben. Ich tauchte die Seiten einzeln in warmes Wasser, nahm sie in den Mund und zerkaute sie langsam zu Brei. Weil das ziemlich langweilig war,

schaute ich dabei die Krimiserie «Law & Order». Beim Trocknen gingen die Papierklumpen auf wie eine Blüte und offenbarten neue Zusammenhänge. Aus dem Satz «God is now here» wurde zum Beispiel «God is nowhere».

Wie schmeckten Ihre Bücher?

«Generation X» schmeckte wie jedes x-beliebige Buch. Als «Girlfriend in a Coma» er-

schien, war Papier knapp und teuer. Deshalb wurde das Buch auf Billigpapier mit hohem Säureanteil gedruckt. Die Säure griff meine Zunge an, und beim Kauen bekam das Papier sofort einen giftigen Gelbton. Die Hornissennester, die ich aus diesen Seiten geformt habe, haben eindeutig die schönere Aura.

«Girlfriend in a Coma» hat rund 350 Seiten. Wie lange haben Sie auf denen herumgekaut?

Eine Woche lang, drei, vier Stunden am Tag. Hinterher hatte ich graue Zähne und musste zum Arzt, weil mein Mund keinen Speichel mehr produzierte. Der Arzt meinte, das läge an den Zyaniden in der Drucker-schwärze. Er verbot mir, je wieder ein Buch zu kauen.

Wie sind Sie von der Kunst zum Schreiben gekommen?

1987 schickte ich einem Freund eine Postkarte aus Japan. Er klebte sie an die Tür seines Kühlschranks und feierte wenig später eine Party. Der Redaktor eines Magazins las die Postkarte, rief mich an und sagte, ich solle für ihn einen Text über einen windigen Stargaleristen in Los Angeles schreiben. Zwei Tage später sass ich im Flugzeug. Für die zweitausend Wörter, die ich zu Papier brachte, bekam ich obszön viel Geld. Endlich hatte ich einen Weg gefunden, meine Kunst zu finanzieren.

In «Generation X» haben Sie das Wort «McJob» verwendet. Ihre Definition lautete: «Ein niedrig dotierter Job mit wenig

«Der Ausdruck «McJob» wurde in den «Oxford English Dictionary» aufgenommen.»

Prestige, wenig Würde, wenig Nutzen und ohne Zukunft im Dienstleistungsbereich. Oftmals als befriedigende Karriere bezeichnet von Leuten, die niemals eine gemacht haben.» McDonald's lief Sturm.

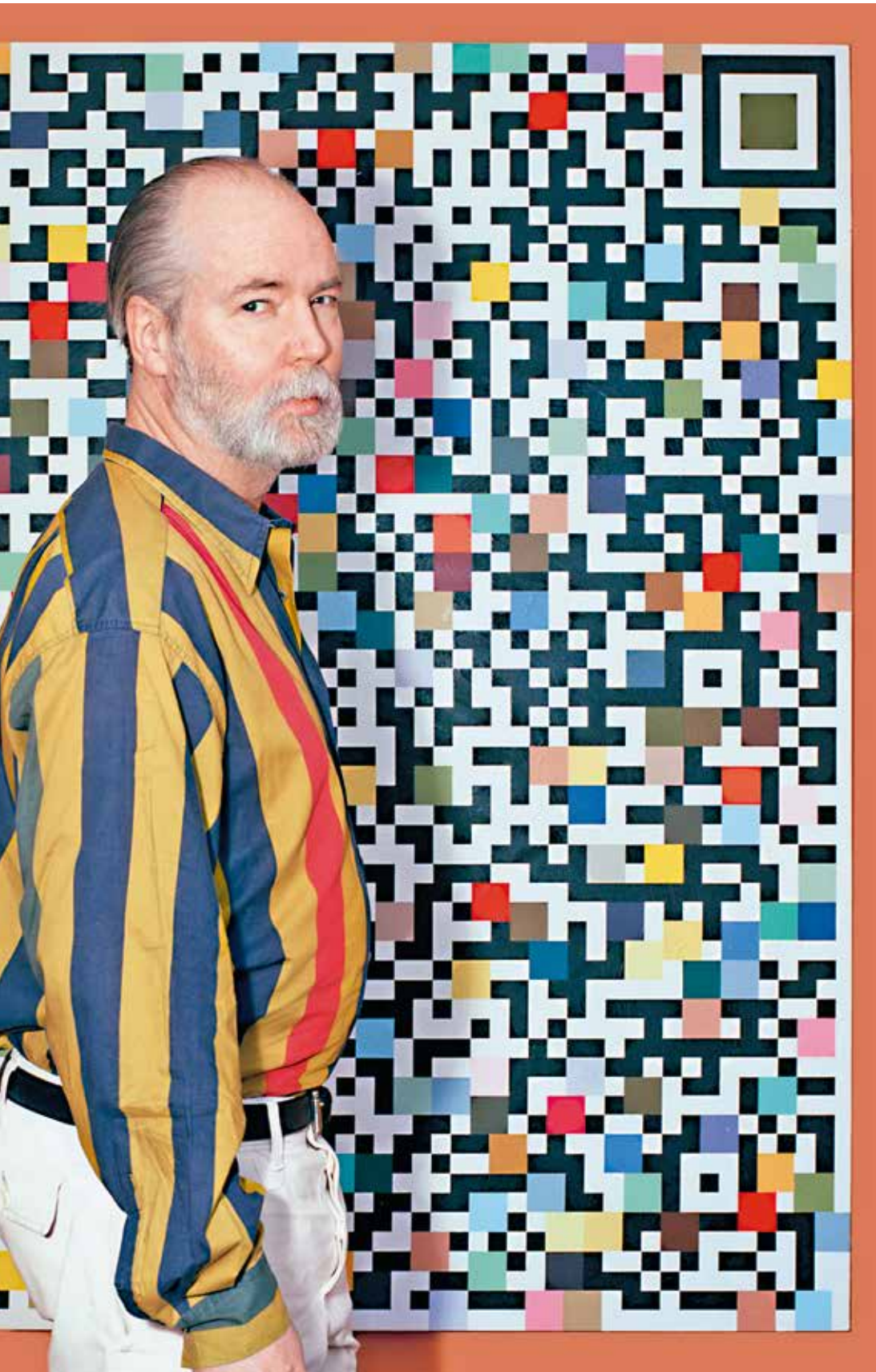
Der Ausdruck «McJob» wurde in den «Oxford English Dictionary» aufgenommen. Das machte die Bosse von McDonald's rasend. Sie schickten einen Beschwerdebrief an den Verlag, der das Lexikon herausgibt, und prüften eine Klage vor Gericht. Man belies es dann aber bei einer Plakataktion, in der McDonald's als vorbildlicher Arbeitgeber gefeiert wurde.

Kennen Sie das Buch «Generation Golf» von Florian Illies?

Nein. Geht es ums Golfen oder um das Auto von Volkswagen?

Das Buch porträtiert die um 1970 geborenen Deutschen und wurde in den nuller Jahren zu einem spektakulären Bestseller.

Ernsthaft? Ich werde das auf Wikipedia nachlesen. >>>



einem seiner Werke.

Könnte man über die heute 20-jährigen ein Buch wie «Generation X» schreiben?

Nein. Wegen des Internets ist die Zersplitterung in Mikrokulturen so weit vorangeschritten, dass Generationenporträts Unsinn geworden sind. Jeder ist heute sein einzigartiges Universum. Das einzige gemeinsame Merkmal der Millennium-Generation ist eine weinerliche Ich-Bezogenheit. Neulich habe ich mit jungen Leuten an einem Projekt gearbeitet. Es war Freitag, und bis Montag mussten wir fertig werden. Also sagte ich, dass wir wohl oder übel das Wochenende durcharbeiten müssten. Einer erwiderte: «Das geht nicht. Ich habe mir fest versprochen, einen *Me Day* zu nehmen.» Ich dachte: Was für ein selbstsüchtiges Würstchen!

Der Untertitel von «Generation X» lautet: «Geschichten für eine immer schneller werdende Kultur». Das klingt heute prophetisch.



Zu Unrecht, denn ich habe kaum eine der Revolutionen kommen sehen, die heute unser Leben regieren. Denken Sie zwölf Jahre zurück: Es gab kein Twitter, kein Facebook, kein Google Maps, keine Drohnen und keine 3-D-Drucker. Das irrwitzige Tempo der technologischen Entwicklung frittiert unser Gehirn, dennoch gibt es kein Zurück in die Lowtech-Ära. Der Übergang vom Wählscheiben- zum Tastentelefon mutete Zeitgenossen wie Science-Fiction an und bot jahrelang Gesprächsstoff. Wenn heute ein 30-jähriger mit einem 40-jährigen über Technik redet, ist das so, als würde er mit seinen Eltern reden. Neulich lief in meinem Fitnessstudio «Back in the U.S.S.R.» von den Beatles. Ein junger Typ fragte mich, ob ich eine Idee hätte, was U.S.S.R. bedeuten würde. Ich hatte keine Lust, ein alter Sack zu sein, der Vorträge hält, und sagte Nein.

Empfinden Sie Kulturpessimismus?

Nein. Nostalgie war noch nie so sinnlos wie heute. Bedenken und kluge Argumente halten den technologischen Fortschritt nicht auf. Ich bin kein Geschichtsdeterminist, aber bei diesem Prozess haben wir nichts zu sagen. Der Grund liegt in unserer Natur: Niemand will wieder in ein Reisebüro gehen müssen, um ein Flugticket zu kaufen. Gegenwart und Zukunft sind eins geworden, und das wird so bleiben. Von nun an leben wir für immer in einer Zukunft, die sich nicht mehr futuristisch anfühlt.

In Ihren Essays sagen Sie voraus, dass uns die ökonomischen Folgen des Technologie-Booms um den Schlaf bringen werden.

Sind Ihnen auf der Fahrt hierher die vielen Schilder aufgefallen, auf denen «Haus zu verkaufen» steht? Das Internet beschert uns das Verschwinden des Mittelstands. «Doug's Law» lautet: Eine App ist nur dann erfolgreich, wenn sie möglichst viele Menschen arbeitslos macht. Mit dem Verschwinden der Mittelschicht geht auch deren ethisches Koordinatensystem unter, zum Beispiel der Sinn für Kontinuität. Für unsere Eltern war es noch selbstverständlich, zwanzig Jahre lang eine Hypothek für ein Haus abzubezahlen. Wer geht heute noch eine solch langfristige Wette auf die Zukunft ein? Wir steuern auf eine Monoklassengesellschaft zu, in der wir bis 80 bei McDonald's arbeiten müssen, um einigermaßen über die Runden zu kommen.

«Man fährt nach Paris oder Rom und hat so viele Sexpartner am Tag wie irgend möglich.»

Wo ist die Einsamkeit der Menschen grösser: in der Online- oder der Offline-Welt?

Nach dem Zusammenhang von Vernetzung und Vereinsamung zu fragen, ist veraltet. Unser Gehirn und die Cloud sind längst eins geworden. Das Internet mit seinen Phantomwelten hat die Einsamkeit abgeschafft, so wie das iPhone unser Heimweh gekillt hat. Bei jeder Hochzeit, zu der ich in den vergangenen zehn Jahren eingeladen war, hatte sich das Brautpaar online kennengelernt. Immer mehr Freunde von mir machen Tinder-Ferien. Man fährt nach Paris oder Rom und hat so viele Sexpartner am Tag wie irgend möglich. Flirten hiess früher, dem anderen schöne Blicke zuzuwerfen. Heute geht es um die Frage: Wie lange brauchst du, um meine SMS zu beantworten?

Sie gehören zu einer Generation, die mit Fernsehern ohne Fernbedienung aufgewachsen ist. Vermissen Sie Ihr Prä-Internet-Gehirn?

Ich kann diese Frage nicht beantworten, weil ich kaum Erinnerungen an dieses Gehirn habe. Ich weiss noch, dass es früher mal Telefon-

zellen auf diesem Planeten gab und Menschen mit der Hand schrieben, aber meine Erinnerungen an die analoge Ära werden immer schwächer. Ich habe meinen Anrufbeantworter seit zwei Jahren nicht abgehört und versuche meiner Mutter beizubringen, dass heute niemand mehr telefoniert. Es ist erstaunlich, wie schnell wir Neues für selbstverständlich nehmen. Was für ein Gesicht hätten Sie gemacht, wenn Ihnen vor zwanzig Jahren jemand gesagt hätte, dass es bald etwas geben wird, das auf fast jede Frage eine Antwort hat – und das gratis und im Bruchteil einer Sekunde? Ich weiss noch, wie indiskret es sich anfühlte, Leute zu googeln, mit denen man verabredet war. Heute fühlen sich Menschen beleidigt, wenn man sie nicht vorher bei Google gescannt hat.

Wie oft sind Sie auf Facebook?

Nur alle zwei Wochen. Nach ein paar Minuten kriege ich jedes Mal schlechte Laune. Facebook ist das wirksamste Instrument zur Förderung von Narzissmus, das je erfunden wurde. Ich verstehe das Bedürfnis nach Sichtbarkeit und Resonanz, aber die geschönte Selbstdarstellung ist zum Existenzbeweis geworden. Die Menschen sind krank vor Angst, etwas zu versäumen oder zu wenig Glanz im Leben zu haben. Das führt zu absurden Glamour-Simulations-Verrenkungen. Man ahnt, dass die geposteten Fotos besser sind als die Erinnerungen. Soziale Netzwerke zu studieren, kann einen zum Misanthropen machen.

Ihr letzter Roman «Worst. Person. Ever.» liegt drei Jahre zurück. Werden Sie weiterhin Belletristik schreiben?

Das weiss ich nicht. Wenn ich vor dem Regal mit meinen Romanen stehe, fühle ich mich in eine ferne Vergangenheit zurückversetzt, in der mein heutiges Leben nicht vorkommt. Ich lese inzwischen lieber Kurzgeschichten als Romane, und noch lieber schaue ich Fernsehserien auf Netflix oder HBO. Seit ich «Die Sopranos» gesehen habe, fühlt sich Romane lesen mehr und mehr an wie Schularbeiten machen. Und wenn ich etwas im Leben begriffen habe, dann das: Hör sofort und für immer mit allem auf, was sich wie Schularbeiten machen anfühlt. Bei meinen Freunden beobachte ich das gleiche Phänomen: Das Gespräch über «The Wire» hat das Gespräch über Jonathan Franzen und Haruki Murakami ersetzt. Ich halte das für die bedeutendste kulturelle Verschiebung der letzten Jahrzehnte.

Welche Gründe hat diese Verschiebung?

Wir haben mit dem Internet an unserer inneren Uhr gedreht. Die Zeit vergeht heute schneller als noch vor 20, 30 Jahren, und dadurch schrumpft sie. Wegen dieser Zeitschmelze verstreichen Wochen in Stunden. Unsere Aufmerksamkeitsspanne ist so lang wie ein Song der Beatles, und Warten ist keine Option mehr. Kämpfen Sie sich mal durch

das mühsame Prozedere einer öffentlichen Leihbibliothek oder denken Sie an die Implosion in Ihrem Kopf, wenn Sie Ihren Computer neu starten müssen: 17 Sekunden lähmende Leere! Dann merken Sie, wie ungeduldig das Netz uns gemacht hat. Mir ist noch nicht klar, wie ich als Schriftsteller auf diese Veränderungen reagieren soll. Zurzeit drücke ich mich lieber mit visuellen Mitteln aus.

Sie gehören zu den Schriftstellern, die für einen Buchtitel bekannter sind als für ihre Bücher. Nervt es Sie, der Mann zu sein, der «Generation X» geschrieben hat?

Das ist eine typische Journalistenfrage, und mit denen beschäftige ich mich nicht. Ich habe bis heute keine einzige Zeile gelesen, die über mich geschrieben wurde. Es ist für meine geistige Gesundheit nicht

«Wenn jemand spricht, sehe ich die Wörter gleichzeitig als Untertitel durchs Bild laufen.»

gut, wenn von mir in der dritten Person die Rede ist. Eine Kritik zu lesen ist wie in eine leere Schüssel spucken, den Inhalt anstarren und ihn dann runterschlucken.

Sie leiden an Depressionen.

Oh Gott, ja. Depressionen gehören zu den machtvollsten Demütigungsstrategien der Natur. Die ersten klinischen Depressionen hatte ich 1984. Wenn ich meine Schübe zusammenrechne, habe ich vier Jahre meines Lebens verloren – vier Jahre mit leeren Tagen ohne Farbe und Freude, an die man sich schon am nächsten Tag nicht mehr erinnern kann. Nur eins spürst du von morgens bis abends: Dein Leben rauscht das Klo runter.

Nehmen Sie Antidepressiva?

Möglichst nicht, denn Medikamente sind mir unheimlich. Vor fünf Jahren habe ich nach einer Zahnbehandlung ein Antibiotikum geschluckt. Als die Wirkung einsetzte, wollte ich mich töten. Dieser Impuls war so mächtig wie Hunger oder Durst. Dabei hatte ich weder Schmerzen noch Depressionen. Ich bestand 24 Stunden lang nur aus dem nüchternen Wunsch, nicht mehr am Leben zu sein.

Was hilft gegen Ihre Depressionen?

Statt noch mehr Pillen zu schlucken und dadurch immer autistischer zu werden, habe ich mir vor vier Jahren in einer Drogerie für 199 Dollar eine Lichttherapielampe gekauft. Man schaut in 150 blaue LED-Module, die 10 000 Lux produzieren. Diese Lichtdusche lässt den Körper Serotonin produzieren, und das knipst meine Depressionen aus – oft jedenfalls.

Ende Juli schrieben Sie auf Twitter einen Hilferuf: «Liebe Menschen in meinem

Leben: Ich kann gerade nicht allein sein. Bitte kommt in mein Haus, wenn ihr könnt.» Was war passiert?

Ich möchte dazu nur eins sagen: Seit diesem Tag kann ich in meinen Knochen nachempfinden, warum sich mein deutscher Freund Marc Fischer vor fünf Jahren das Leben genommen hat. Der Juli dieses Jahres war der schlimmste Monat meines Lebens. Ich bestand nur noch aus Trauer, Schmerz und Dunkelheit. Mein dummer Tweet hat mir das Leben gerettet. Die Menschen haben ein besseres Herz, als ich dachte. Ich weiss wirklich nicht, wie man ohne gute Freunde am Leben bleiben sollte.

Was ist besser für Ihr Seelenheil: bildende Kunst oder Schreiben?

Bildende Kunst. Dinge mit der Hand zu gestalten, schaltet die Untertitel aus, die ich ständig sehe.

Wie meinen Sie das?

Wenn jemand spricht, sehe ich die Wörter gleichzeitig als Untertitel durchs Bild laufen. Mein ganzes Leben ist untertitelt. (*Coupland nimmt eine Orange aus dem Fruchtkorb*) Wenn ich diese Orange jetzt schäle, verschwinden die Untertitel für eine Minute. Die wirksamste Methode gegen meine Untertitel ist, einen Strand entlangzulaufen und den Spülsaum nach angeschwemmten Gegenständen abzusuchen. Weil der Blick nach unten gerichtet ist, muss mein Gehirn höchstens ein Drittel der sonst üblichen Informationen verarbeiten. Meine Konzentration ist allein auf ein, zwei Objektarten gerichtet, zum Beispiel Muscheln und Vogelfedern. Leider hapert die Methode, weil bei uns seit zwei Jahren Tsunami-Trümmer aus Japan angeschwemmt werden. Jetzt heisst es nicht mehr: «Oh, eine Muschel!» «Sondern: Oh, ein Kühlschrank!»



Schenken Sie ihm Kirschstengeli.

Lindt
BATONS KIRSCH
KIRSCHSTENGELI

Intellektuelle

Der Hass der andern

Von Matthias Matussek



Preisträgerin Emcke.

Wohl selten durfte man eine derartige Orgie der Selbstgerechtigkeit erleben wie bei der diesjährigen Feier zum Friedenspreis des deutschen Buchhandels, mit der sich die Branche selber auf die Schulter geküsst hat, in Form der Preisträgerin Carolin Emcke

und der zu Jubelpersern verkrümmten Honoratioren. Emcke, die eigentlich eine nette Kollegin war – sie hatte mir als Sitzredakteurin in einer Amazonas-Reportage die Formulierung «der Delfin ist ein Schwein» nicht nur durchgehen lassen, sondern herzlich darüber gelacht. Wann ist aus ihr nur dieser Trauerklops geworden, diese Betroffenheitsnervensäge, diese gehemmt-aggressive Terroristin der besseren Denkungsort?

Sie fand es, sagt sie, «interessant», sich über den «Hass» zu beugen und all seine «Kategorien» zu notieren, als sie ihr Fanal «Gegen den Hass» schrieb. Wobei sie nun, in ihrer Dankesrede zum «Friedenspreis», die Manie des «Kategorisierens» eigentlich ja ablehnte und betonte: «Jeder Mensch ist wichtig.» Nun gut, also nicht jeder, also nicht die, die zu solchen Events nicht eingeladen werden, weil sie nicht dazugehören, da man ihnen zuschreibt, sie seien solche, die hassen. Als Forscherin im weissen Kittel beugt sie sich über das Mikroskop und macht damit vor allem deutlich, dass sie erstens neutral ist und zweitens nicht so ist wie jene. Sie ist der Pharisäer im Lukasevangelium, der sich seiner Gebetsleistung brüestet, während weit hinten der Zöllner steht und sich als Sünder fühlt und sich schämt.

Sie beugt sich über diese «interessante» Spezies, die hasst, wie über die DNA eines Grottenolms. Sie muss genau hingucken, weil ihr Forschungsgegenstand irgendwo im Dunkeln liegt, genauer, in Dunkeldeutschland mit all seinen unfeinen Instinktpöblern, und auf die Idee, dass es gute und menschliche Gründe zum «Hass» gibt, scheint sie nicht zu kommen. Ausser vielleicht zum Hass auf Hitler, jetzt, siebzig Jahre später, und alle, die man in die Nähe der Nazi-Ideologie rücken kann. Ich hatte sie nie als grosse Denkerin auf dem Radar. Ihre Bücher heissen pompös «Nachdenken über die Gewalt» oder «Weil es sagbar ist». Ich schreibe übrigens gerade an meinem Werk «Strand – Parerga und Paralipomena zum Liegestuhl» und rechne sehr mit dem Friedenspreis im nächsten Jahr, denn ich bin auch voll gegen Nazis. ○

Top 10

Knorr's Liste

1	Raving Iran	★★★★☆
Regie: Susanne Regina Meures		
2	Frantz	★★★★☆
Regie: François Ozon		
3	War Dogs	★★★★☆
Regie: Todd Phillips		
4	Die Welt der Wunderlichs	★★★★☆
Regie: Dani Levy		
5	Bridget Jones's Baby	★★★★☆
Regie: Sharon Maguire		
6	Inferno	★★★★☆
Regie: Ron Howard		
7	American Honey	★★★★☆
Regie: Andrea Arnold		
8	Snowden	★★★★☆
Regie: Oliver Stone		
9	Tschick	★★★★☆
Regie: Fatih Akin		
10	The Accountant	★★★★☆
Regie: Gavin O'Connor		

Kinozuschauer

1 (-)	Bridget Jones's Baby	22 472
Regie: Sharon Maguire		
2 (1)	Inferno	22 408
Regie: Ron Howard		
3 (2)	Finding Dory (3-D)	19 340
Regie: A. Stanton/A. MacLane		
4 (-)	Trolls (3-D)	18 292
Regie: Mike Mitchell, Walt Dohrn		
5 (-)	The Accountant	10 586
Regie: Gavin O'Connor		
6 (3)	Bad Moms	8 647
Regie: Jon Lucas, Scott Moore		
7 (4)	War Dogs	5 978
Regie: Todd Phillips		
8 (7)	Alpzyt	5 226
Regie: Thomas Rickenmann		
9 (5)	Snowden	5 034
Regie: Oliver Stone		
10 (6)	Miss Peregrine's Home...	4 677
Regie: Tim Burton		

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Warcraft: The Beginning (Universal)
2 (-)	The Nice Guys (Ascot Elite)
3 (2)	The First Avenger – Civil War (Disney)
4 (3)	Alice im Wunderland (Disney)
5 (-)	Tomorrow – Die Welt ist... (Impuls)
6 (4)	X-Men: Apocalypse (Fox)
7 (5)	Money Monster (Sony)
8 (6)	Angry Birds (Sony)
9 (7)	Bibi & Tina 3 (Tudor)
10 (-)	Zoomania (Disney)

Quelle: Media Control



Neid und Raffinesse: Rachel Watson in «The Girl on the Train».

Kino

Killen mit dem Korkenzieher

Nach «Gone Girl» ist ein weiterer Krimi-Bestseller aus der Perspektive einer Frau verfilmt worden: «The Girl on the Train». Aber wo bleibt diesmal die Frauenpower? Von Wolfram Knorr

Also: Rachel Watson (Emily Blunt) war mit Tom (Justin Theroux) verheiratet, der sie mit Anna (Rebecca Ferguson) betrog. Anna wurde schwanger, Tom trennte sich von Rachel, heiratete Anna, die Megan (Haley Bennett) als Nurse beschäftigt. Die lebt mit Scott (Luke Evans), hat aber eine Affäre und ist auch noch auf ihren Therapeuten (Edgar Ramírez) scharf, den Rachel bei Scott anschwärzt. Über diesem Knatsch wird Rachel zur Alkoholikerin. Das Durcheinander klärt sich natürlich erst am Ende. «The Girl on the Train» von Tate Taylor («The Help»), nach dem Krimi-Bestseller der Britin Paula Hawkins, schoss mit rund 25 Millionen Dollar am Startwochenende in den USA und in Kanada an die Spitze der Charts.

Erinnerungen an Miss Marple

Der Roman, erzählt aus drei Frauenperspektiven (Rachel, Anna und Megan), wurde ein Verkaufsschlager, trotz oder vielleicht wegen des Geraunes, er sei das Produkt einer Schreibwerkstatt und nach dem Muster des Bestsellers «Gone Girl» von Gillian Flynn gestrickt. Paula Hawkins hat das vehement bestritten. «The Girl on the Train» haut in die gleiche Kerbe und bedient das neue Genre, das seit «Gone Girl» (verfilmt von David Fincher) und der TV-Serie «Orange Is the New Black» als

Domestic Noir bezeichnet wird. Dabei geht es um Frauen, die ihre Männer mit Raffinesse reinlegen; in «The Girl on the Train» wird ein Mann sogar vermöbelt. Regisseur Tate Taylor und Drehbuchautorin Erin Cressida Wilson halten sich, ausser dass sie die Story von London nach New York verlegen, ziemlich an die Vorlage – was bedauerlich ist. Denn was im Roman noch leidlich plausibel daherkommt, sind die unterschiedlichen Perspektiven.

Auf der Leinwand klappt das leider nicht mehr und wird zum blossen Nebeneinander mit albernem Zeitsprüngen, die die Spannung bremsen. Da ist Rachel, die mit der S-Bahn am Haus ihres Ex-Mannes in den schneichen Suburbs vorbei nach Manhattan fährt und sich aus Neid über die glücklichen Familien volllaufen lässt und von einem Filmriss zum anderen taumelt, bis sie des Mordes verdächtigt wird. Da ist Anna, die Angst um ihre Ehe und ihr Kind hat, weil Rachel um ihr Haus streicht; und da quengelt auch noch Megan herum, die unter ihrem Mann leidet, sich beim Therapeuten ausweint, einen Lover hat und schliesslich abgemurkst wird.

Emily Blunt saugt sich mit aufgesprungenen Lippen, verschleierte Blick, Wunderkugeln und strähnigem Haar am Fenster des Zugabteils fest, starrt sehnsüchtig in die erleuchteten Fenster der kuscheligen Häuser und

stalkt Anna. Schön, dass Rachel den wirren Fall löst, nachdem sie dem Alkohol abgeschwört hat. «The Girl on the Train» ist konstruierter Murks. Wenigstens killt Rachel stilgerecht: mit dem Korkenzieher. George Pollocks Agatha-Christie-Film aus dem Jahre 1961, «Murder She Said», in dem Miss Marple in einem Zug nach Paddington einen Mord beobachtet, war spannender und amüsanter und auch schon irgendwie Domestic Noir. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Nebel im August — Ernst Lossa (Ivo Pietzcker) ist dreizehn, renitent, rebellisch, nicht erziehbar. Nach einer Reise durch viele Heime wird er ins Irrenhaus gesteckt. Auf seinen Schrei: «Ich gehöre nicht hierher!», antwortet das Personal: «Das sagen alle.» Bald entdeckt der Junge, dass unter der Leitung von Dr. Werner Veithausen (Sebastian Koch) systematisch «unwertes Leben», wie es im Dritten Reich hiess, liquidiert wird. Kai Wessel («Bella Block») wagt sich ans Thema Euthanasie und schildert die letzten Jahre von Ernst Lossa nach dem mehrfach ausgezeichneten Tatsachenbericht von Robert Domes. Ohne falsches Pathos wird ein besonders grausiges Kapitel aus der Zeit der Nazis erzählt. Das eisige Ambiente und Lossas Versuch, sich dagegen zu stemmen, sind beeindruckend. ★★★★★



Grausiges Kapitel: «Nebel im August».

Fragen Sie Knorr

Im Zusammenhang mit der Netflix-Serie «Luke Cage» über einen schwarzen Superhelden ist von «New Black Cinema» die Rede. Mir sind nur die Spike-Lee-Filme aus den Neunzigern bekannt. G. Z., Zurzach

Es gab in den Siebzigern sogenannte Blaxploitation-Filme, die, beeinflusst von den Bond-Filmen, entsprechende Getto-Fantasien waren («Shaft»). Lange hielt die Welle nicht an. Erst in den neunziger Jahren entstanden schwarze Filme mit Anspruch, eben Werke von Spike Lee («Jungle Fever», 1991), Ma-



rio Van Peebles («New Jack City», 1991) oder John Singleton («Boyz n the Hood», 1991). Aber schon früher, in den dreissiger Jahren, gab es eine rein schwarze Produktionsfirma (Oscar Micheaux Book and Film Company), die nur für die Schwarzen produzierte («The Homesteader», 1919). «Sambo»-Filme wurden sie abschätzig von den Weissen titulierte. Micheaux bewies Mut, weil zur Stummfilmzeit Schwarze sonst von geschminkten Weissen gespielt wurden. Er hielt dagegen.

Doctor Strange — Die Superhelden treibt's in immer abwegigere Multiuniversen-Fantasy-Hokuspokus-Sphären. Ein Arzt (Benedict Cumberbatch) mit leichter Neigung zu «Dr. House», der sich an den genialen Chirurgenhänden verletzt, sucht Hilfe im fernen Himalaya bei einer



Superheld im Drogenrausch: «Doctor Strange».

Supermagierin, die ihm neue Dimensionen eröffnet. Der Superheld im Drogenrausch; mal was Neues. Aber der Medicus und die illustren Mitspieler (Tilda Swinton, Mads Mikkelsen) nehmen ihre Trips nicht allzu ernst. Mit visuell surrealen Einfällen glänzend. ★★★☆☆

Ma Loute — An der nordfranzösischen Küste macht 1910 die grossbürgerliche Familie Van Peteghem Urlaub und gerät an die Bufort-Prolls. Daraus wird ein wüster Clinch. Beide Clans haben ziemlich ein Rad ab. Die Buforts sind Menschenfresser und die Van Peteghems eine durch Inzest degenerierte Clique. Zwischen beiden tummeln sich noch ein extrem dicker Kommissar und sein Assistent, die das ständige Verschwinden von Personen untersuchen. Bruno Dumonts («Camille Claudel») irre Groteske besticht visuell durch ihr Erscheinungsbild, also durch Dekor, Requisite, Kostüme und Darsteller (allen voran Fabrice Luchini). Die Story dagegen tritt ein wenig auf der Stelle. Ästhetisch sind Comic-Einflüsse von Jacques Tardi bis Hergé nicht zu übersehen. ★★★☆☆

rio Van Peebles («New Jack City», 1991) oder John Singleton («Boyz n the Hood», 1991). Aber schon früher, in den dreissiger Jahren, gab es eine rein schwarze Produktionsfirma (Oscar Micheaux Book and Film Company), die nur für die Schwarzen produzierte («The Homesteader», 1919). «Sambo»-Filme wurden sie abschätzig von den Weissen titulierte. Micheaux bewies Mut, weil zur Stummfilmzeit Schwarze sonst von geschminkten Weissen gespielt wurden. Er hielt dagegen.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernsehkritik

Wie bei RTL

Von Alex Reichmuth

Welches ist die wichtigste Sendung von Fernsehen SRF? Die «Tageschau», die über das aktuelle Geschehen informiert? Oder die «Arena», in der schon manche Volksabstimmung vorentschieden wurde? Nein, die wichtigste SRF-Sendung heisst «Fondue». Sie könnte auch «Nivea», «Zweifel Chips» oder «Pneu Egger» heissen. Die Sendung kommt zu jeder Stunde und hat endlos Fortsetzungen.

Zuerst Spar. Dann das Sofa «Stressless». Dann Axa, Sixt und Volvo V90. Chavroux, «der Ziegenkäse». Thermacare, «gegen Nackenschmerzen». Voltaren Dolo («Lassen Sie sich von einer Fachperson beraten und lesen Sie die Packungsbeilage»). Tic Tac, Parship und Baloise. Herrgott, wann kommt endlich der «Kassensturz»?

Früher gab es noch den werbefreien Spätabend. Und den werbefreien Sonntag. Mittlerweile scheinen am Leutschenbach sämtliche Dämme gebrochen. Doch was heisst hier Leutschenbach? SRF hat die Reklame ausgelagert an Admeira, «die grösste Vermarktungsfirma der Schweiz». Anfragen zur Werbung leitet SRF direkt an Admeira weiter. Die hat jetzt das Sagen.

Schon gepinkelt

Melectronics. Schweizer Apfelsaft. Kinder Pinguí. SBB, Tilsiter, 1818, Alfa Romeo. Tebofortin, «für ein gutes Gedächtnis». CSS, «für Menschen». Sensodyne, «gegen schmerzempfindliche Zähne».

Der Abwasch ist gemacht. Gepinkelt haben wir auch schon. Das Haustier gefüttert. Und noch immer rattert es weiter, im Zwanzig-Sekunden-Takt. Allianz. Mepha Generika. C & A. Arosa. Dann, endlich: Arthur Honegger begrüsst zu «10 vor 10».

Gibt es noch werbefreie Zeiten auf SRF? «Ja», schreibt Admeira. «In der Regel nachts zwischen 2.00 und 7.00 Uhr.» Aber nur, wenn nicht Live-Sport oder Clinton gegen Trump läuft. Dann kommt auch zu tiefer Nachtstunde Werbung.

Honegger ist fertig. Es geht wieder los. Visana. Raclette-Aktionswoche. Calzedonia. Schweizer Fleisch. Migrosbank. Abschalten jetzt! Wir verzichten auf den «Club», der noch kommt. Irgendwann. Vielleicht.

Fernsehen SRF ist fast wie RTL. Aber RTL ist gratis. Für das Schweizer Werbefernsehen zahlen wir die höchsten Rundfunkgebühren Europas.

Robin Hood der Verklemmten

Oliver Polak ist der beste Geheimtipp des deutschsprachigen Entertainments. Nun gibt ihm Pro Sieben eine eigene Show. Wir haben den Humor-Hardliner in Berlin getroffen. *Von Claudia Schumacher*

«Bei Pro Sieben und mir ist es wie bei Germanwings und dem Piloten: Die wissen, da stimmt was nicht, aber lassen mich erst mal machen», sagt Oliver Polak zu Beginn seiner ersten Sendung von «Applaus und Raus!», der neuen Late-Night-Show des deutschen Privatsenders Pro Sieben.

Polak moderiert in Trainerkleidung. Er ist eigentlich nie in etwas anderem zu sehen. Der Stand-up-Comedian und Buchautor gilt als gnadenlos komisch und als eine der originellsten und härtesten Figuren der deutschsprachigen Unterhaltungskultur. Auch wenn Polak in der Schweiz auftritt, sind die Veranstaltungen ausgebucht. Die Wochenzeitung *Die Zeit* nannte ihn einmal den «Meister der geschmackvollsten geschmacklosen Witze». Sein Humor überschreitet die Grenzen des mediokren, familientauglichen Unterhaltungsgeschäfts, wie es auf allen Kanälen mehr oder weniger funktioniert.

Was sich kaum jemand traut

Zunächst bekommt Polak fünf Sendungen, immer montags um 23.15 Uhr. Direkt nach «Circus Halligalli», der erfolgreichen Show von Joko und Klaas – ein guter Sendepunkt. Das Konzept: Polak weiss nicht, wer seine Talk-Gäste sein werden. «Wenn sie dumm sind oder mich langweilen, gibt es noch den Buzzer: das Signal, mit dem ich sie rauswerfen kann», sagt der 40-Jährige, der aussieht wie ein 30-Jähriger – vielleicht auch deshalb, weil er so dick ist.

Wenige Tage vor der ersten Sendung treffe ich Polak in Berlin-Mitte, wo das Landei aus Papenburg, Sohn eines KZ-Überlebenden, seit dreizehn Jahren lebt. Lächeln, Umarmung – wir kennen uns schon. Es ist gegen zehn Uhr am Abend: Andere Städte haben jetzt Feierabend, Berlin wacht langsam auf. «Hast du Hunger?», fragt Polak, und auf ein Nicken hin geht's zu seinem Auto, einem kleinen, alten Ding. Da drin: das Chaos. Der Beifahrersitz muss erst freigeschaufelt werden, auch ein Tête de Moine landet dabei auf dem Boden. Wir reden über die Show, die Gäste. «Ich weiss echt nicht, wer kommt», sagt Polak. «Die verstecken das besser als das Bernsteinzimmer.»

Warum? Es geht um den heiligen Gral der heutigen Unterhaltungskultur: Authentizität. Polak sagt: «Was sich wie ein roter Faden durch meine Arbeit zieht und auch diese Sendung prägen soll, sind Echtheit und Wahrhaftigkeit.» Während er das sagt, wird er ganz feierlich, und wir fahren geradewegs auf die Siegessäule zu,

was seinem Glaubensbekenntnis eine zusätzliche Würde verleiht. «Deshalb gibt es mit den Gästen auch keine Absprachen. Ich will nicht, dass sich da nur die üblichen Verdächtigen tummeln, um wieder ein neues Buch zu bewerben.»

Das passiert auch nicht. Die Mischung der ersten Sendung ist bunt: etwas Prominenz, dazu weniger bekannte, aber interessante Leute wie die Wissenschaftlerin Christiane Heinicke, die ein Jahr lang mit einer Forschungsgruppe auf einer nachgebildeten Station auf Hawaii das Leben auf dem Mars simuliert hat. Jetzt will sie die erste Astronautin auf der ISS werden. Polak findet sie als Gast so spannend, dass er sie am Ende gar nicht rausbuzzert, sondern freundlich verabschiedet. Er kann auch mal einfach nur nett und respektvoll sein.

Etwas anders ist er beim Komiker-Kollegen Oliver Pocher, der ebenfalls Gast der ersten Sendung ist. Er wird nicht nur rausgebuzzert, sondern auch noch abgeführt, da er nicht gehen will. Der Mann für solche Fälle heisst «Smiley», ein Türsteherschrank aus dem Berliner Nachtleben. Auf die Frage: «Wen bumst du gerade?», durfte Pocher aber zuvor in Ruhe noch antworten. Die Frage ist typisch für Polak: Er fragt ganz unverschämt das, was den Leuten durch den Kopf schwirrt – sich aber kaum jemand trauen würde, auch so zu fragen. Polak ist eine Art Robin Hood für die Verklemmten. Er lässt, stellvertretend, alles raus. Insgesamt kommen neun Gäste in die erste Sendung. Darunter auch *Spiegel*-Kolumnistin Margarete Stokowski, mit der er sich einen Sexismusstreit gibt. Und Polaks Mutter, die versucht, ihren Sohn rauszubuzzern.

Auf dem Weg zum Restaurant in seiner Karre hantiert Polak jetzt an der Klimaanlage. Entweder kommt die Luft ganz kalt. Oder ganz heiss. Die Klimaanlage hat ähnlich extreme Einstellungen wie ihr Besitzer. Zuletzt war Polak mit seiner «Super Sad»-Show auf Tour. Er schreibt eine Kolumne für die *Welt am Sonntag*. Für den WDR macht er ausserdem zusammen mit dem Comedy-Autor Micky Beisenherz eine Sendung: «Das Lachen der Anderen – Comedy im Grenzbereich». Die Sendung ist jetzt für den Deutschen Comedypreis in der Kategorie «Innovativstes Format» nominiert (Ausstrahlung der Verleihung: 29. Oktober). In «Das Lachen der Anderen» fahren Polak und Beisenherz zusammen durch Deutschland und verbringen jeweils drei Tage bei Randgruppen und Minderheiten: Behinderten, Adligen, Kleinwüchsigen, Tierliebhabern. Am



«Morgens immer Smoothies»: Humorist Polak in

Ende gibt's ein Stand-up von Polak, in dem er Witze über und für die Leute reiss. Die Vertreter der Randgruppe bilden das Publikum.

Sexuelle Belästigung von Behinderten

Das geht dann zum Beispiel so: Polak nimmt eine im Rollstuhl sitzende Kleinwüchsige ins Visier, die als Model arbeitet und in der ersten Reihe sitzt. Er sagt ihr, wie heiss er sie finde. Als er im Vorfeld Zeit mit ihr verbracht habe, sei er «permanent horny» gewesen. Und er habe sich gefragt: «Ey, Alter, wie kriegt man die aus dem Rollstuhl raus? Oder kann man da ein Loch reinbohren?» Dann spricht er sie direkt an: «Lisa, ich weiss gar nicht, was mich so geil gemacht hat. Entweder dein Look oder die Tatsache, dass du nicht wegrennen kannst.»

Wie bitte? Eine Frau im Rollstuhl auch noch brachial sexuell belästigen? Polak darf das offenbar. Denn die Frau lacht herzlich auf. Was Polak da macht, folgt einem klaren Konzept, das er seit Jahren verfolgt: «Mein Humor richtet sich in erster Linie gegen mich selbst, gegen meine Familie, gegen Deutsche, von mir aus gegen Juden und andere Minderheiten, etwa Osis mit Job.» Das sagte er schon, als wir uns erstmals trafen.

Das war 2010, Polak war mit seiner Show «Jud Süß Sauer» unterwegs, trat im «Quatsch Comedy Club» auf und erregte die Aufmerksamkeit



verschiedenen Posen.

der Kulturredaktionen. Auch die von der *Welt*, für welche wir das Interview machten. Es war ein Doppelinterview, Polak kam mit seinem Komiker-Kollegen Serdar Somuncu – ebenfalls ein politisch unkorrekter Hardliner des Humors. Der Tenor der beiden: «Wir kriegen auf die Fresse, die anderen die Preise.» Sie verstanden sich als Avantgarde der Comedy-Szene. Polak stand in seiner ersten Stand-up-Show mit einem Deutschen Schäferhund auf der Bühne, der einen Davidstern am Hals trug. «Kommt, lasst uns alle Juden sein!», sang er dazu. Zwei Jahre zuvor war sein erstes Buch erschienen: «Ich darf das, ich bin Jude». Weitere Stand-up-Shows folgten, Polak wurde ein Star der Szene und der Feuilletons.

Dann brach die Depression aus – die sich bereits seit einiger Zeit angekündigt hatte. Selbst wer nur in losem Kontakt mit ihm stand, konnte merken, dass da was nicht stimmte. 2011 gratulierte er mir zum Geburtstag auf Facebook, ich bat ihn um einen Witz als Geschenk, er schrieb: «Ich kann nicht, ich bin zu depressiv, um Witze zu schreiben. Ich bin so traurig, dass ich gerade eine Traurigkeits-App runtergeladen habe. iCry.» 2014 wies sich Polak selbst in die Psychiatrie ein und wurde medikamentös behandelt. Über die Erfahrung schrieb er das Buch «Der jüdische Patient». Als wir uns damals trafen, war seine Begrüssung:

«Hey, wenn du mich jetzt als Erstes fragst, wie es mir geht, dann fängst du dir ein paar.» In «Applaus und Raus!» scherzt Polak, dass er der Einzige bei Pro Sieben sei, «der schon depressiv war, bevor er die Quoten gesehen hat».

Jetzt, beim Treffen in Berlin, geht es ihm wieder besser. Arzttermine hat er jedoch immer noch. Da er übergewichtig ist, hat er nachts Atemaussetzer und muss mit einer Sauerstoffmaske schlafen. Aber Polak hat angefangen, auf sich zu achten. Als wir im «Ali Baba» ankommen, dem Restaurant in der Bleibtreustrasse, das er gerne mag, bestellt er sich Lachs mit Shrimps und Broccoli. «Morgens mache ich mir jetzt immer Smoothies», sagt er. Zwölf Kilo habe er schon abgenommen.

Neben Phil Collins gehört auch Thomas Gottschalk zu den Wunschgästen von Polak. «Gottschalk, das ist natürlich auch ein Vorbild», sagt er und erinnert sich an seine erste Begegnung mit dem legendären Unterhaltungskünstler. Damals war Polak noch Moderator vom «Disney Club», zusammen mit einem Kollegen durfte er Gottschalk interviewen. Polak lacht. «Gottschalk schaute uns beide an und sagte zu meinem Kollegen: «Bei dir bin ich mir nicht so sicher. Aber aus dem da, aus dem wird noch was.»»

Applaus und Raus!, montags, 23.15 Uhr, Pro Sieben

Jazz

Sieben letzte Gedichte

Von Peter Rüedi

Das Trio, in welchem der vielseitige, im kleinen interaktiven Rahmen wie in grösseren kompositorischen Zusammenhängen kreative Bassist Barry Guy mit der nicht minder flexiblen Pianistin Marilyn Crispell und dem Perkussionisten Paul Lytton musiziert, hat eine längere Geschichte. Das Album «Odyssey», ein Mitschnitt aus der Zürcher Roten Fabrik, erschien bereits 2001 beim Label Intakt. Crispell, eine Nachfolgerin von Cecil Taylor, präsentiert sich auch auf dem jüngsten Opus keineswegs durchwegs in domestizierter Form, sie zeigt, wie Guy und Lytton auch, ihre wilde Seite – aber unter anderem, als einen Pol. Tatsächlich ist «Deep Memory» ein Dokument vielfältiger Spannungen, und es ist in mehrfacher Hinsicht ein synästhetisches Unternehmen. Es bezieht sich zum einen auf eine Ausstellung des britischen Malers Hughie O'Donoghue, der 2007 in Berlin eine Ausstellung mit dem (ihrerseits synästhetischen) Titel «Last Poems» zeigte, Malerei zwischen Abstraktion und inhaltlich historischen Bezügen oder zwischen brillant behandelte Oberflächentextur und tieferer Bedeutung. So ist die Musik dieses mächtigen und sensiblen Trios weniger eine aktuelle Projektion von Mussorgskis «Bildern einer Ausstellung», also weniger Programmmusik als die Umsetzung dieser Grundspannung von O'Donoghues Peinture zwischen Evidenz und (schon im Titel angedeutetem) inhaltlichem Bezug. Zwischen (inter)aktiver Gegenwart und erinnerten überkommenen musikalischen Ausdrucksformen. Ein Beispiel: «Fallen Angel» beginnt mit einem akustischen Höllensturz und erhebt sich dann in eine elegische Melodik, die sich wie die Erinnerung an den Stand der Unschuld ausnimmt; auf einer Metaebene mag es die Erinnerung der Musiker an das Urdrاما schlechthin sein, den Sturz des Luzifer oder dessen antike Vorstufe, das Drama des Prometheus. Von der Spannung zwischen assoziativ ausschwingenden Klangbildern und heftigen Eruptionen lebt diese weitgespannte Musik. Sie ist, versteht sich, auch ohne solche Gedankenspiele zu geniessen. Ein ungewöhnlich anregender Diskurs zwischen Erinnerung und Gegenwart.



Barry Guy, Marilyn Crispell, Paul Lytton: Deep Memory. Intakt CD 273

Glühende Vorfreude

Start der Baloise Session in der Messe Basel; Premiere von «Frau Schmitz» im Zürcher Schauspielhaus. Von *Hildegard Schwaninger*



«Mut für die Zukunft»: Soulsängerin Emeli Sandé.

Die Baloise Session fand 1986 zum ersten Mal statt, damals als Rheinknie Session, später hiess sie AVO Session, seit vier Jahren segelt das Musikfestival unter dem Namen Baloise Session. Das Musikfestival, das den Basler Herbst belebt, findet zum 31. Mal in der Eventhalle der Messe Basel statt (bis 8. November). Pop, Rock, Jazz, Soul – alles, was diese Genres zu bieten haben, geht hier in Klubatmosphäre über die Bühne. Ganz Basel steht hinter diesem schmissigen Event – die Basler Versicherungen als wichtiger Sponsor haben ihr Engagement bis 2020 verlängert.

Der Gründer und Präsident des Festivals, Matthias Müller, ist am 1. Juli im Alter von 51 Jahren nach langer Krankheit gestorben, doch «the show must go on», und jetzt führen seine Kollegen Beatrice Stirnimann als CEO und



Grosse Loyalität: Sängerin Nubya.

Stephan Werthmüller als Verwaltungsratspräsident die Baloise Session weiter: «In respektvollem Andenken und mit Mut für die Zukunft.» Dass Basel mit grosser Loyalität hinter diesem Festival steht, zeigte die Anwesenheit vieler hochkarätiger Gäste, die Bruno Dallo, Präsident «Freunde der Baloise Session», begrüßen durfte. Von Regierungsrat Christoph Brutschin über Privatbankier und Investor Eric Sarasin bis zur aus Basel stammenden Sängerin Nubya.

In der Eventhalle wurde man – alles glühte vor Vorfreude – mit einem riesigen Buffet empfangen, das der Münchner Star-Caterer Michael Käfer, der jetzt auch in Basel tätig ist, ausrichtete (statt der Weisswürste mit Brezen gab es diesmal Kalbshaxe; Lachs, Pastete, Käseplatte – alles vom Feinsten). Gestärkt ging man ins Konzert; wer klug war, nahm die gereichten Ohrenstöpsel, denn es wurde laut. An den Klubtischen standen eisgekühlter Prosecco, Wein, Mineralwasser und Chips bereit. Sowie eine Kerze. Beatrice Stirnimann bat die Gäste, diese in memoriam Matthias Müller anzuzünden, es war ein würdiger, ergreifender Moment.

Dann begann das Konzert. Joris Ramon Buchholz, der sich Joris nennt, ein 26-jähriger Liedermacher aus der deutschen Provinz mit seiner Band, machte seine Sache wie ein professioneller Rattenfänger. Er schaffte es, dass schon nach drei Liedern das Publikum die Hände in die Höhe hielt und tobte. Er sang von

Friede, Freundschaft und Liebe – und als er auch noch Stellung für die Flüchtlinge bezog, da dachten alle: «Der Mann hat Mut.» Es war beeindruckend, mit welchen einfachen Mitteln Joris das Publikum unter Kontrolle brachte. Nach einer Pause mit Dessertbuffet (Highlight: warmer Aprikosenkuchen) trat die schottische Soulsängerin Emeli Sandé auf. Auch mit selbstgeschriebenen Liedern.

Die Baloise Session hat ein spannendes Programm, eine Mischung aus Etablierten (Norah Jones, Beach-Boys-Legende Brian Wilson, der norwegische Sänger Sivert Høyem, der texanische Countrysänger Kenny Rogers) und Newcomern wie dem österreichischen «King des Electroswing» Marcus Füreder alias Parovoz Stelar sowie ein paar aufstrebenden Musikern aus der Schweiz: Valeska Steiner, die jetzt in Hamburg lebt und mit Sonja Glass das Duo Boy formiert, sowie der junge Luzerner Damian Lynn, Songwriter mit Gitarre.

Die Neugierde am Theater ist ungebrochen, wenn es um eine Uraufführung geht. Also Grossaufmarsch der Theaterfreunde bei der Schauspielhaus-Premiere von «Frau Schmitz», dem Stück zum Gender-Thema (Wer ist Mann? Wer ist Frau?) von Lukas Bärfuss, das Intendantin Barbara Frey inszenierte. Ihre Lebenspartnerin Friederike Wagner spielte die Titelrolle. Gleich drei Stadtpräsidenten waren da, zwei ehemalige, Thomas Wagner und Elmar



Grossaufmarsch der Theaterfreunde: Bärfuss.

Ledergerber, jeder mit Ehefrau beziehungsweise Partnerin, und die aktuelle, Corine Mauch, mit Ehefrau; man sah CVP-Präsident Gerhard Pfister, SFR-Boss Roger de Weck, Mühle-Tiefenbrunnen-Hausherr Fritz Wehrli.

Theater-Talk ist momentan Barbara Villiger Heilig, die langjährige Theaterkritikerin der NZZ. Sie hat ihre Stelle gekündigt, ohne jemandem ihre Zukunftspläne zu verraten. Wird sie Dramaturgin am Wiener Burgtheater, geht sie nach Rom, Hamburg oder Berlin? Der Kulissenklatsch blüht, die Protagonistin schweigt. An der Premiere von «Frau Schmitz» war sie anwesend, die Kritik in der NZZ schrieb Daniele Muscionico.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Liebe macht seekrank

Die Innendienstlerin Janja Tokic, 31, und der angehende Gebäudeplaner Darko Jelovic, 33, haben kürzlich geheiratet. Ihr erstes Kind soll an Weihnachten zur Welt kommen.



Viele kleine Dinge: Ehepaar Tokic-Jelovic.

Janja: Die Kollegin war bei mir zu Hause, als Darko sich bei ihr meldete, er stehe mit einer Pizza vor ihrer Haustüre. Ich hatte ihn zwar vorher noch nie gesehen, aber viel Gutes von ihm gehört. Sofort machten wir uns auf den Weg, um ihn abzuholen. Dass ich meine Schminksachen im Auto meiner Schwester vergessen hatte, war mühsam. Ich brezelte mich mit ausgeliehener Wimperntusche und Make-up auf. Die Hände wusch ich im Schnee. Lustig, dass ich mich an alle Einzelheiten erinnere, vermutlich ahnte das Unterbewusstsein, dass diese Begegnung mein Leben verändern würde.

Darko: Wir hatten zu fünft einen schönen, lustigen Abend. Bereits an diesem Abend war klar, dass aus uns ein Paar wird. Was wenig später auch geschah. Ich machte den ersten Schritt, bemühte mich um sie. Es waren die vielen kleinen Dinge, die uns aneinander gefielen. Wir wussten von Anfang an, dass wir zusammen alt werden möchten und eine Familie gründen wollen.

Janja: Wir legen Wert auf Ehrlichkeit und Vertrauen, wir haben aber auch beide Freude an fernen Ländern, und der Filmgeschmack ist derselbe. Eine Mischung aus moralischen Grundsätzen und ähnlichen Interessen ver-

bindet uns, nebst der Liebe, die wir füreinander empfinden und die bereits sehr schwierige Zeiten überstanden hat. Darkos Mutter starb vor bald einem Jahr an einer schweren Krankheit. Ich war in dieser schweren Zeit für ihn da. Er hat gesehen, dass er in mir immer eine verlässliche und gute Gesprächspartnerin und Freundin hat.

Darko: Wenn man die grosse Liebe gefunden hat, kommen andere Freundschaften etwas zu kurz. Die Familie rückt noch mehr in den Vordergrund. Für uns steht sie heute mehr denn je an erster Stelle, denn wir erwarten unser erstes Kind.

Janja: Meine Schwangerschaft ist ein grosses Glück und entspricht all unseren Wünschen. Natürlich überlegen wir jetzt anders, denken bei allen Entscheidungen an unser Baby, das am Heiligabend zur Welt kommen wird, wenn der errechnete Geburtstermin stimmt.

Darko: Wir möchten unser Kind zweisprachig erziehen – kroatisch und schweizerdeutsch. Da wir beide seit langem in der Schweiz sind, ist das unsere Kultur. Die wollen wir auch unserem Nachwuchs vermitteln.

Janja: Wir reisten von Kreta nach Santorin. Die Schiffsreise dauerte drei Stunden. Darko war seekrank, während es mir prima ging, obwohl ich bereits schwanger war. Ich hatte in Kreta Andeutungen gemacht, dass ich von ihm noch keinen Heiratsantrag erhalten habe. Darko erwiderte mir nur, dass er kein Romantiker sei, wir aber trotzdem heiraten würden. Doch in Santorin ging er an einem wunderschönen Platz auf die Knie. Ich wusste nicht, ob er Spass machte. Als er meine Hand nahm, den Ring aus der Tasche zog und mir eine Liebeserklärung machte, wusste ich, dass es ernst war.

Darko: Nun sind wir verheiratet und blicken einer glücklichen Zukunft entgegen. Die Zeremonie und die Feier fanden im engsten Familienkreis statt. Der glücklichste Moment war, als wir uns in die Augen blickten und uns das Jawort gaben.

www.stretch.ch

Protokoll: Franziska K. Müller

Jesus Maria!

Von Andreas Thiel —
Was ist Humor?

Psychologe: Herr Thiel, Sie bewegen sich jenseits der Political Correctness. Geht das noch unter Humor?

Thiel: Der Humor ist die Fortsetzung des Paradieses mit anderen Mitteln.

Psychologe: Aber Sie begeben sich mit ihrem Humor auf Gratwanderungen.

Thiel: Über allem Lachen schwebt stets das Lächeln des Henkers.

Psychologe: Ist Satire so gefährlich?

Thiel: Satire ist, wenn man den Kopf zum Fenster hinausstreckt und merkt, dass es eine Guillotine ist.

Psychologe: Und wo ist die Grenze der Satire?

Thiel: Die Grenze ist an der Landesgrenze. Wenn ein saudischer Richter in die Zürcher Frauenbadi geht und dort Frauen enthauptet, nur weil in Saudi-Arabien Oben-ohne-Baden mit dem Tode bestraft wird, dann missachtet er unsere Landesgrenze. Grenzen stecken Rechtsräume ab. Darum sind sie wichtig. Unsere Grenze schützt nicht nur Schweizerinnen vor saudischen Richtern, sondern auch Saudis vor Schweizer Richterinnen.

Psychologe: Auch im Christentum wurde die Frau lange unterdrückt.

Thiel: Ja, das war unchristlich.

Psychologe: Und warum kritisieren Sie dann den Islam und nicht das Christentum?

Thiel: Weil es zur Zeit wenige Terroristen gibt, die «Jesus Maria!» schreien, bevor sie sich in die Luft sprengen.

Psychologe: Die Scharia gilt bei uns noch nicht. Aber Brüssel ist sehr erfolgreich damit, EU-Recht in der Schweiz durchzusetzen.

Thiel: Ja, die EU missachtet ihre Grenzen. Ich denke, es ist an der Zeit, dass wir unsere Verkehrspolizei aufstocken und mit der Befugnis ausstatten, auch in der EU Bussen zu verteilen.

Psychologe: Aber es ist doch beruhigend, dass über allem der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte steht.

Thiel: Und wer schützt uns vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte?



Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Garnacha ohne SO₂

Von Peter Rüedi



Dies ist ein Wein, den einige wenige trinken müssen und alle anderen trinken dürfen. Die Deklaration trägt er gross auf der Etikette, darunter klein nur die Traubensorte: «SO₂ free Garnacha», also ohne Zusatz von Schwefeldioxid hergestellt, das nach wie vor die Regel bei der Weinbereitung ist. In kleiner Schrift auf der rückseitigen Etikette ist die Warnung «enthält Sulfite» so geläufig, dass sie keinen Normaltrinker mehr schreckt, zumal der Zusatz des stabilisierenden, desinfizierenden Elements mit dem teuflischen Image in den letzten Jahren allgemein abgenommen hat (Süssweine mit viel Restzucker ausgenommen). Die obligatorische Affiche beunruhigt allenfalls noch Wein-Laien, die erstens nichts von der segensreichen Wirkung des Schwefels wissen und zweitens nichts davon, dass er in kleinen Mengen als Nebenprodukt jedes natürlichen Gärvorgangs anfällt. Und sie ist, natürlich, eine notwendige Warnung für wenige Allergiker. Der Verzicht auf Schwefel, mit dem mehr und mehr alternative Winzer experimentieren (etwa die Vertreter des *vin naturel* im Beaujolais oder in der Schweiz Michael Broger am Weinfelder Ottenberg), erfordert einen Mehraufwand an Sorgfalt, eine pingelig hygienische Vinifikation und sorgfältigste Selektion des Traubenguts im Rebberg, ist der Schwefel doch ein grosser Reinemacher, der unter anderem Bakterien killt und die unzeitgemässe Oxidation der Weine verhindert. Sorgfältig hergestellt, entzücken schwefeldfreie Weine freilich auch ideologisch unbelastete Trinker. Den bekommen sie mit dem «SO₂ free» der aragonischen Kellerei Bodegas Tempore, der zudem ohne tierische Schönungsmittel (Gelatine, Eiweiss) hergestellt, also auch mit der Auszeichnung «vegan» versehen ist. Ein reiner Garnacha mit rotfruchtiger, erdbeerduftender Nase, einer explosiven, sauberen Frische am Gaumen mit einem schönen Gleichgewicht von Säure und (nicht unbeträchtlichem) Alkohol – nichts für lange Lagerung, jetzt aber ein reines Trinkvergnügen zum bescheidenen Preis. Da soll mir die ökologische *correctness* recht sein.

Bodegas Tempore Terrae SO₂ free Garnacha 2015.
14,5%. Weinhandlung am Küferweg, Seon, Fr. 13.20.
www.kueferweg.ch

Hochfrequenzküche

Salzburg ist Schauplatz eines weltweit einzigartigen Restaurantkonzepts. Von David Schnapp



Minutiöse Präzision: Martin Klein.



Der Hangar-7 in Salzburg ist ein faszinierendes Ensemble für Leute mit höchst unterschiedlichen Interessen: Kunstfreunde finden dort Ausstellungen, Luftfahrtinteressierte sehen historische, teilweise einmalige Flugzeuge oder Helikopter, die jederzeit flugtüchtig sind. Und Gourmets schliesslich können unter der verglasten Kuppel des architektonisch eindrucklichen Baus ein Restaurant besuchen, das es so nur einmal gibt.

Im «Ikarus» wird jeden Monat ein Menü eines anderen renommierten Kochs serviert im Oktober zum Beispiel gibt es Gerichte des Russen Vladimir Mukhin, im November heisst der Gastkoch Christian Bau aus Deutschland. Dazu bietet das «Ikarus»-Team unter der Leitung des energischen Elsässers Martin Klein immer auch ein eigenes Menü an, und im August jeweils gehört die Bühne ganz der Klein-Truppe.

Genau deswegen bin ich nach Salzburg gereist, denn immerhin ist das «Ikarus» mit zwei Michelin-Sternen bewertet, «eine Spitzenküche – einen Umweg wert», lautet die Definition des Restaurantführers dafür. Schon die Kleinigkeiten, die zu Beginn des Menüs vor mir aufgebaut werden, sind faszinierend durch ihre Intensität: gebeizter Stör mit Kaviar, Hibiskussalz und Crème fraîche, ein dekonstruierter Steinpilz mit Hirschschinken oder eine Ceviche vom Wolfsbarsch

mit Limetten-Gel, Sesam und anregender Schärfe.

In der Hochfrequenzküche des «Ikarus» – ich habe am exklusiven Chef's Table Platz genommen – herrscht eine hohe Intensität; Martin Klein führt mit minutiöser Präzision, Bildschirmen und Headset eine ziemlich grosse Truppe, die technisch aufwendige Gerichte serviert, die nach viel schmecken, ohne dass man den Aufwand angeberisch sichtbar machen würde: etwa das kleine, grüne Ei, darauf etwas langsam karamellierte Spareribs, darin grillierte Tunfisch-Backe mit Mais und einer süffigen, mit Rindermark gebundenen Sauce. Das ist schon viel Aromenkonzentration auf kleinstem Raum.

Weitere Höhepunkte sind eine Kombination aus Ochenschwanz, Calamaretti und Burrata oder knuspriges Kalbsbries mit gepopptem Reis, Miso-Creme, Shiso-Vinaigrette und Yuzu – ein japanischer Dreiklang mit Umami-Wohlgefühl und leichter Zitrusfrische. «Wir sind streng mit uns selbst», sagt Martin Klein. Das Resultat sind aussergewöhnliche Gerichte, fast fehlerlos präsentiert und – immerhin sind wir in einem Flugzeugmuseum – jederzeit bereit für geschmackliche Höhenflüge.

Restaurant Ikarus, Wilhelm-Spazier-Strasse 7a, Salzburg
Tel. +43 662 219 70. Täglich geöffnet.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf: www.dasfilet.ch



Auto

Wir Sparfüchse

Selbst Leute mit einem schweren Bleifuss werden im Passat GTE zu entspannten, milden Zeitgenossen. *Von David Schnapp*

Dass man gerade uns Autofahrern alle paar Meter ein schlechtes Gewissen einreden will, weil wir den Untergang der Welt mitverantworten sollen, ist eine historische Konstante. Kohlenstoffdioxid, CO₂, ist der neue Borkenkäfer, der neue saure Regen. Während in den achtziger Jahren noch der Wald sterben sollte, geht es heute um weit apokalyptischere Szenarien, mit denen (uns Autofahrern) Politik und Wissenschaft drohen, sollten wir nicht

sofort unseren Kohlenstoffdioxid-Ausstoss dramatisch senken. Ob das tatsächlich eine wissenschaftliche oder eher eine politisch-wirtschaftliche Frage ist, können wir hier auch nicht endgültig beantworten, aber Zweifel sind immer angebracht, wenn es um einfache Wahrheiten geht.

Die gute Seite des CO₂-Fetischs wiederum ist, dass mit Hochdruck an neuen, sparsameren Automobilen und besseren Mobilitätskonzepten gearbeitet wird. Nicht alle Ideen scheinen dabei – besonders unter dem Aspekt der Ökologie – gleich vorteilhaft. Ob etwa der Tesla wirklich die beste Lösung zu diesem Problem darstellt, ist einigermaßen fraglich, weil viel Gewicht und viel Batterie gegen das Umweltargument sprechen. Die Kollegen von der *PS Welt* haben gefragt, warum eigentlich ein Tesla Model S (2108 Kilogramm, 700 PS) als ökologischer Heilsbringer gefeiert werde, während das bei einem Porsche Panamera Turbo S (2050 Kilogramm, 570 PS) zu Recht nicht der Fall sei.

Weniger spektakulär als ein Tesla, geradezu unauffällig diskret summt der VW Passat GTE um die Ecke. Es ist ein sogenannter Plug-in-Hybrid, eine Kombination aus Elektroauto mit Ladekabel sowie Benzinmotor. Es gibt zurzeit keine bessere, vernünftiger und alltagstauglichere Möglichkeit, sein schlechtes CO₂-Gewissen beim Autofahren zu entlasten, als mit Plug-in-Hybridmodellen. Der 1,4 Liter grosse Turbobenziner mit 156 PS und der Elektromotor mit einer Leistung von 85 kW liefern zusammen 218 PS Leistung, mit vollem Tank und geladener Batterie ist eine Reichweite von gegen tausend Kilometern möglich.

Mit reinem Gewissen

Dabei ist der Passat natürlich ein luxuriös ausgestattetes Langstreckenfahrzeug mit Platz und Komfort. Und die Verbrauchsfrage präsentiert sich im Alltag so: Legt man übliche Pendlerstrecken (25 bis 50 Kilometer) zurück und lädt nur zu Hause – weil beispielsweise am Arbeitsort kein Stromanschluss zur Verfügung steht –, kommt man auf einen Durchschnittsverbrauch von 2,0 Litern Benzin und 13,9 kWh Strom. Das ist nicht nur sensationell wenig, sondern ein realistischer Wert, den wir erreicht haben, indem wir uns entspannt und den Bleifuss gelockert haben sowie mit reinem Gewissen Auto gefahren sind – wir Sparfüchse!

VW Passat GTE Variant

Leistung: 218 PS/160 kW, Hubraum: 1400 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 225 km/h

Preis:

Fr. 50 800.–

Testauto:

Fr. 64 390.–





«Sie können schon lächeln»: Oltener Fotograf in New York Grob, 51.

MvH trifft

Marco Grob

Von Mark van Huisseling — Der Oltener hat viele der berühmtesten Leute fotografiert – jetzt kommt sein erstes Buch heraus.

Dein Buch heisst «Money, People, Politics» [ein Sammelband seiner Porträts etwa von George Clooney, Hillary Clinton, Stephen Hawking, dem Dalai Lama oder Lady Gaga; erschienen bei te Neues] – wieso? – «Weil das alles miteinander verbunden ist: Wenn einer in der Politik ist, kommt Geld dazu und so weiter. Für mich ist es ein Überblick über Politik und Geld, und dazwischen stehen Leute.» – «Wird man von dir nur fotografiert, wenn man reich ist?» – «Nein, im Gegenteil, ich mache auch Bilder von Leuten, die am *receiving end* sind [Opfer sind] von denen, die Geld haben und Entscheidungen fällen [etwa von Hirten aus dem Südsudan oder jungen Frauen von einem Stamm in Äthiopien].» – «Ich hab vor drei Jahren einen Artikel über dich redigiert [im *WW-Magazin*, der *Weltwoche*-Beilage, die ich leite] und ihn so überschrieben: «Er fotografiert die grössten Stars – und wurde deshalb selber einer.» Stimmt das?» – «Ich hab den Bericht mehrheitlich als richtig

empfunden. Und das mit dem Star ist so eine Sache – man ist vielleicht einer im kleinen Rahmen. Aber im Vergleich mit den Leuten, die ich fotografiere, ist das nichts. Das war aber nicht mein Motiv. Ich freu mich, wenn den Leuten gefällt, was ich mache. Aber ich vergleiche den Umgang mit Ruhm mit dem Duschen – wenn du sauber bist, läuft das Wasser nur noch ab an dir. Und wenn du oft mit berühmten Leuten arbeitest, ist es auch nicht mehr speziell.»

Marco Grob, 51, ist ein Schweizer Porträt- und Modefotograf aus Olten (Wikipedia). Er arbeitet seit sechs Jahren als einer von vier Vertragsfotografen für *Time* sowie als freier Fotograf etwa für die amerikanischen Ausgaben von *Vogue* und *Vanity Fair* oder das deutsche *Zeit-Magazin*. Vor allem für *Time* porträtiert er wichtige Persönlichkeiten auf der ganzen Welt; er begibt sich aber auch auf Reportagen, um Bilder von unbekannt Menschen nach Naturkatastrophen oder während Krisen respektive Kriegen zu machen.

Anfangen hat seine Laufbahn als Stillebenfotograf in der Schweiz; in den vergangenen Jahren gewann er verschiedene Preise beziehungsweise wurde sein Werk mehrfach ausgezeichnet (so etwa mit dem Hasselblad Masters Award 2007, dem Solothurner Kunstpreis 2011 oder 2012 mit einem Emmy Award für seine Multimedia-Porträtserie «Beyond 9/11» für *Time*). Er ist unverheiratet und kinderlos, er lebt in Manhattan.

«Wird ein Foto, auf dem eine berühmte Person ist, noch objektiv beurteilt, oder finden die Betrachter es automatisch gut, weil die porträtierte Person berühmt ist?» – «Die Leute, für die ich arbeite, können es beurteilen. Die Bildchefin von *Time* zum Beispiel sieht durch *fame* [Ruhm] durch. Das ist für mich übrigens auch so. Der Status quo eines Menschen, sein *fame* als solcher, hat sich für mich pulverisiert. Und das ist befreiend für einen Porträtfotografen. Meine Assistenten sagen zum Beispiel, ich sei bei Arbeiten in Afrika viel aufgeregter gewesen. Oder als ich *Congressman* Lewis [John Lewis, 76-jähriger amerikanischer Politiker] getroffen habe, das hat mich berührt – jemand, der mit 23 im Büro von JFK [John F. Kennedy] stand und seither in der Bürgerrechtsbewegung aktiv ist. Dagegen ist das Arbeiten mit Stars – das auch toll ist – mein *daily business*. Es gibt keinen Grund, eine Kamera in die Hand zu nehmen, ausser ein *iconic* Bild [mit Kultsymbolcharakter] zu machen.» – «Heute ist jeder ein Fotograf, wegen der Kamera im Smartphone et cetera. Was hat sich deshalb für dich als Berufsfotografen verändert?» – «Ich wünschte, es wäre mein Zitat, es ist aber von David Lynch: «Wie viel Papier und wie viele Bleistifte gibt es – und wie viele gute Geschichten werden geschrieben?» Die Summe der Bilder ist so nicht wichtig. Es liegt an uns Fotografen und Filmern, dass wir uns mit besserer, berührenderer Arbeit abheben.»

«Ein Bild lügt mehr als tausend Worte – einverstanden?» – «Lügt mehr ...?» – «Ja, ich denke an Bildbearbeitung oder an die Inszenierung sogenannter News-Bilder, denen die Betrachter vertrauen, weil sie es ja gesehen haben ...» – «Das hat was, auf den ersten Blick wenigstens. Es fängt an mit lachenden Politikern. Wenn ich einen für *Time* porträtiere [der nur fürs Bild lächelt], sage ich: «Sie können schon lächeln, nur drucken wir das Bild dann nicht.» Ein Lachen ist die erste Möglichkeit, ein Bild zu *faken* [zu fälschen]; in einem lachenden Gesicht sieht man weniger gut, was das Leben reingeschrieben hat. Aber ich setz' mich ein Leben lang mit Gesichtern auseinander, und meine Aufgabe ist, herauszufinden, was die Motive der Leute sind.» – «Was wirst du als Nächstes tun?» – «Ein Filmplakat fotografieren, für «Thor» [mit Chris Hemsworth, erscheint 2017].»

Sein liebstes Restaurant: «Jeder wird gleich behandelt wie die [Rolling] Stones, die auch manchmal dort essen – das hat Klasse.»

Tower Bar, 8358 Sunset Boulevard, Los Angeles, Tel. +1 323 654 7100

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15			16	
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25				26						
27						28					29	30		
31			32		33			34						
		35				36				37				
38										39				
		40						41						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Bei ihr treten die Gegensätze klar hervor
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Jenes Apollo in Zürich, wie nostalgische Filmfreunde sich erinnern. 6 Die auf Deutsch getrimmte Eierspeise, wir bevorzugen das Gewebe. 10 Für Jäger: Muttertier beim Rot- oder Damwild. 12 Fremdzündung durch Zündkerzen, also anders als beim Dieselmotor. 15 Hübsch nennt der Brite die mediterrane Stadt, der Deutsche sieht das anders. 17 Sizilianisches Städtchen, nicht weit von Messina. 18 Spezielle Eigenschaft der Masse, entspricht einem Zustand des einzelnen. 19 Würde sich für eine wirkliche Schlamm-schlacht eignen. 20 Das gute Bankguthaben lässt sich mit ihr erklären. 23 Dank ihm rasant von Null auf Hundert, am liebsten in Rot. 26 Seine Freude am Flötenspiel ist sagenhaft. 27 Keine Halluzination: verdoppelt ist's ein See in den Anden. 28 Wo auch Touristen in der Toskana ihren Magen füllen. 31 Immerhin: Helfen sie nichts, bleibt weiterhin die Hoffnung. 34 John Wick, aber nur im Film. 35 Eine der drei, die zum Nationalstolz der Franzosen beitragen. 37 Sie sind prinzipiell existentiell, ob materiell oder nicht. 38 Zur Hilfe: Hier wird nicht doppelt gesehen. 39 Aussagen, bei denen keiner wagen sollte, sie später zu verneinen. 40 Südtirol, Venetien, Trentino: dort wird man auf der Suche nach der Gruppe fündig. 41 Eine Strömung, doch weit und breit kein Fluss.

Senkrecht — 1 Supermarkt: in Italien und der Schweiz namentlich derselbe. 2 Die Ziegler-... -Katalysatoren, benannt nach den Nobelpreisträgern. 3 Mag enttäuschen, aber da kann kein Siegerausgemacht werden. 4 Burn-out wäre wohl ein zeitgemässeres Pendant für Gesuchtes. 5 Von Jakarta ostwärts, bis man auf das Archipel und die Insel gelangt. 6 Elvis, kein gekrönter, aber in Sachen Rock schon einer. 7 Er schreitet mit langen Beinen und frisst Fisch. 8 Mineralgemenge: Wir kennen bei ihnen sulfidische, oxidische wie silikatische. 9 Fad, wie es betagte Madame mag. 11 Plakativ und immer durchschaubar. 13 Auch so bekannt: finnisches Manchester des Nordens. 14 Sie mit Giftzahn, er mit Raubzahn. 16 Sind vielleicht nicht immer zivilisiert aber zivil. 21 Godfather, den Deutschen ebenfalls bekannt. 22 Mal Rad, mal Fussball: namentlich zwei Schweizer Legenden. 23 Deutsches Geschlecht, steht zu Recht als Synonym für Reichtum. 24 Barockmaler durch und durch. 25 Er stand nach der Wende in Ungarn 1989 ganz oben. 29 Ein Oval mit seinem Inneren ist ein zweidimensionales 30 Der Liegeplatz direkt am Meer ist beliebt. 32 Altbekanntes Behandlungsgerät der bodenständigen Art. 33 Mit ihr schnell von Israel nach Zürich, es kann auch Genf oder Basel sein. 36 I Will Wait, singt die junge Schwedin.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 489

	R	O	T	Z	N	A	S	E		S	P	O		T	
D	I	R		U	E	B	R	Z	A	I	L			R	
E	L	I	S	A	B	E	T	H		L	I	E	G	E	
T	A	G		V	E	R	S	A	M	M	L	U	N	G	
A		A	B	E	N	D		B			A	M	O	R	
I	M	M	U	N		E	R	E	M	I	T		M		
L	A	I	E		L	E	O	N	E		E	S	R	L	
	S		S	E	I	N	E		I	S	L	E		I	
S	T	A	T	U	E		T	E	R	M	I	N	U	S	
L	A	G	E	R	B	I	E	R		A	E	I	T	R	E
U	B	I		E			L	I	E	R		O	N	N	
M	A	L	E	R	I	N		C		T	H	R	E	E	

Waagrecht — 1 ROTZNASE (Spitzbube ist auch Weihnachtsgebäck) 8 SPOT 11 DIR 12 UEBERZAHL 14 ELISABETH 15 LIEGE 17 TAG 18 VER-SAMMLUNG 19 ABEND 21 AMOR 22 IMMUN 24 EREMIT 27 LAIE 28 LEONE 29 ESEL 32 SEI-NE 34 ISLE (Seil) 36 STATUE 38 TERMINUS 41 LAGERBIER 42 AEHRE 43 UBI (Unabhängige Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen) 44 LIER (franz. verknüpfen) 45 ONN 46 MA-LERIN 47 THREE

Senkrecht — 1 RILA (Gebirge) 2 ORIGAMI 3 ZUA-VEN 4 NEBEN 5 ABERDEEN 6 SETS (engl. f. Sätze, auch Tennissprache) 7 ERHABEN 8 SALM 9 PHILATELIE 10 OLEUM (lat. f. Öl, rauchende Schwefelsäure) 11 DETAIL 13 BEGR (-uent) 16 GNOME 20 BUESTE 23 MASTABA 25 ROETEL 26 MEIR (Golda) 28 LIEB 30 SEN-HOR (port. f. Herr) 31 LISENE 33 EURER 35 SMART (-TV) 36 SLUM 37 AGIL 39 ERIC (Gitarrist) 40 URNE

Lösungswort — **TESTOSTERONE**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



ROLEX

DIE AIR-KING

Eine Uhr, die dem Goldenen Zeitalter der Luftfahrt in den 1930er-Jahren Tribut zollt. Ihre markante Minutenskala erleichtert das Ablesen der Navigationszeiten. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL AIR-KING

BUCHERER

1888

bucherer.com